

OMNIBUS.

Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.

enthält außer zwei spannenden
Romanen.

aus der Feder der renommiertesten
Schriftsteller eine reiche Auswahl
von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche.

Polst- und neueste Nach-
richten, Wochen- und
Schau etc.

Bedingungen:
Preis per Post:
\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square
von 10 Zeilen Kompositum
für jede einmalige In-
sertion \$1.00

Der Omnibus und das
wöchentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$4.00

Der Omnibus und das hal-
bwöchentliche Volksblatt, durch die
Post, zusammen nur \$5.00

Der Omnibus und das tä-
gliche Volksblatt, durch die Post,
zusammen nur \$9.00

Man adressire gef.
W. Krippenkapel,
Louisville Ky

Jahrgang 2.

Nummer 27.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 28. Juni 1868.

Das tägliche

Louisville Volksblatt,

erscheint jeden Morgen und enthält

alle die gegen Morgen eintreffenden

Depeschen in deutscher Uebersetzung.

Es kostet, frei für das

Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche 15 Cents.

3 Monate per Post \$3.00

6 Monate " " 4.00

1 Jahr " " 7.50

Das halbwöchentliche

Louisville Volksblatt,

erscheint jeden Mittwoch und

enthält alle die gegen Morgen eintreffenden

Depeschen in deutscher Uebersetzung.

Es kostet, frei für das

Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche 5 Cents.

3 Monate per Post \$2.50

6 Monate " " 1.25

Das wöchentliche

Louisville Volksblatt

verläßt jeden Mittwoch Morgen

die Post und wird sofort an

Post befördert. Es enthält

den neuesten politischen

und literarischen Lesestoff und

namentlich einen

ausführlichen Bericht

über die in Louisville

abgehaltenen

6 Monate 75 Cents.

1 Jahr \$1.00

Einzelne Nummern — 5 Cts.

Anzeigen für dasselbe

billigste Aufnahm.

—

Nach Deutschland

versenden wir das wöchentliche

Volksblatt (auch

mit der Frankfurter

Post) für

1 Jahr \$5.00

6 Monate 2.50

3 Monate 1.25

Einzelne Nummern — 10

Ein edles Wort.

„Welches immer die Religion sei
welche unsere Unterthanen befehlen,
als Kinder eines Vaterlandes
dürfen sie uns keine aus der
Verfälschung der Religion ge-
schöpften feindlichen Gefühle ein-
flößen. Jeder folgt seinem Glauben.“

Das edle Wort, das wir als Motto setzen.

Vor dieses Lied, weilschreitend soll es prangen!

Das Volk, an das dies hohe Wort ergangen.

Vor jedem Volk mag es sich glücklich schätzen!

Wer nicht verblendet ist und in den Reigen
Unseliger Vorurtheile ganz gefangen.

Der hört es gern, doch mit geheimen Bangen.

Wer Lust hat am Verleugern und Verhehlen.

Ein christlich Wort! — Den hohen Sprecher ahnend.

Ruft ihr: So sprach ein christlicher Gebieter.

Vielleicht sogar der Kirche höchste Güter!

Ach nein! Ihr irrt! Dies Wort, zur Duldung

Verheißend Freiheit und humanes Wirken —

Der Sultan sprach es jüngst zu seinen Türken!

Was einem 3 streuten Alles pas-
siren kann.



Ein Louisville Sänger, dem seine lie-
bende Gattin bei der Abreise nach Chicago

eine schöne Butterstulle, nebst Limburger

und Knackwürstchen mitgegeben hatte, be-
suchte in Chicago auch den großen Ball

in der Turnhalle. Seine Victualien

ruhten noch in der unergründlichen Tiefe

seiner Tragtasche. In seiner Zerstreuung

fördert er die Eschwaren an's Tageslicht,

verwechselt die letzteren mit seinem Hut

und beflachtet sein schönes, bemaltes

Haupt mit dem duftenden Gabelfrühstück.

Der Unglückliche soll später in seiner Wuth

verschiedenen Flaschen Champagner den

Sals gebrochen haben.

Stimmen aus dem Sängerkleben. Ein

leicht entzündlicher Sangesbruder

verliebt sich während des Quartierfestes in die

hübsche Tochter seines Quartiergebers und

es entspinnt sich zwischen ihm und dem

Papa der Holben — die die Hände ringend

im Hintergrund steht — folgendes Zwiege-
spräch:

„Vater, ich liebe Ihre Tochter!“

„Aber Wer und Was sind Sie?“

„Deutscher Sänger!“

„Ihr mir leid, das ist nur eine Eri-
stanz von vier Tagen!“

Am Fenster eines Hauses sitzt, anmu-
thig umrahmt von Vorhängen und Blu-
mengewinden ein reizendes Köndelköpfchen;

unter dem Fenster hängt ein Zettel, auf

dem mit großen Buchstaben geschrieben

steht: Hier kann noch ein Sänger Quar-
tier finden.

Es entsteht nun die Frage: Ist dies

Logis leer geblieben? Schwerlich.

Liebhabe: „Was sehe ich, Fräu-
lein Louise, Sie haben eine deutsche Kel-
täre. Welchen Klassiker lesen Sie?“

Louise: Den Schinderhannes, es

Depeschen des Louiso. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cabel.)

Louisville, 25. Juni. Die von

Chicago zurückgekehrten Sänger schlafen

noch immer. Gewöhnlich träumen sie

von Salamanberräubern, Katzen und

andere wilden Thieren.

Louisville, 26. Juni. Heute ist

endlich ein Sänger erwacht. Er fuhr

wie bebert in die Höhe, als er aus einer

in der Nähe befindlichen Wirthschaft das

chinesische Lösungswort: „Exercitium Sa-
lamandri“ vernahm. Er rieb natürlich

sofort mit.

Washington, 26. Juni. Andy

Johnson erklärte heute, daß er der ehe-
lichste Mann von der Welt sei. Man

flüßert sich zu, daß er an momentaner Gei-
steszerrung leidet.

Washington, 26. Juni. Ma-
dame Cobb, die „Grunderin“ des Präsi-
dents hielt heute eine Rede über die

Kuschheit der Frauen. Johnson soll da-
bei ganz zerknirscht gewesen sein.

Baltimore, 25. Juni. Der hie-
sige „Weder“ und der „Korrespondent“

tauschten heute gegenseitig ihre Irgen aus.

Dem Weder soll nach vollbrachter Action

ganz dumm zu Muth geworden sein.

Louisville, 26. Juni. Der

Stadtrath beschloß heute, das Licht in

Kentucky abzuschaffen. Sonne, Mond

und Sterne haben den Befehl erhalten,

sich bei Strafe der Einsperrung nicht mehr

innerhalb der Staatsgränzen erweisen zu

lassen und die Hausbesitzer sind angewie-
sen, das Gas abzudrehen und sich für

unvorhergesehene Nothfälle, wenn z. B.

gelegentlich ein Radikaler von wilden

Thieren zerrissen werden soll, Dranlam-
pen anzuschaffen. Seit der Zeit wird viel

Stoff auf die Lampe gegeben.

Louisville, 26. Juni. Hier hat

sich ein neuer Verein unter dem Namen:

„Blad Berry Stromer“ constituirt. Der

selbe besteht zum großen Theil aus Mus-
lantier, die des Trübsal-Blasens müde

sind und sich durch die idyllische Beschä-
ftigung des Beerensammelns vor der fort-
schreitenden Civilisation retten wollen.

Alexandrien, 25. Juni. Der

Erzprinz von Aegypten hat den österrei-
chischen Orden der eisernen Krone erhal-
ten. Da es in diesen Ländern immer

sehr ungewiß ist, ob die Erzprinzen auch

wirklich den Thron erben, so hat er we-
nigstens den Trost, daß er sich die goldene

Krone auf den Kopf setzen kann, eine ei-
serne auf der Brust zu tragen.

Wien, 25. Juni. Herr May, der

aus dem kalten Norden Deutschlands nach

dem wärmeren Süden ausgewandert wurde,

hat einen Theil der Redaktion des Wiener

neuen Fremdenblattes übernommen.

Die Verwaltung hat besagten Herrn, wie

es heißt, angestellt, damit das Journal

auf einen grünen Zweig kommen möge.

Constantinopel, 25. Juni. Se.

M. der Sultan verbrachte auch den gei-
rigen Tag in stumper Freisinnigkeit. Ap-
petit gut. Abends äußerte er: Alle meine

Einungen sind dieser Eigenschaft in Gna-
den entbunden. Mehrfach Achselzuden.

Wien, 25. Juni. Es ist doch eine

furchtbare Uebertreibung, die neueste Maß-
regel Bankrott zu nennen. Wenn man

ein Viertel weniger Zinsen bezahlt, so

bricht die Bank noch nicht, da Fracht sie

erf.

München, 25. Juni. Die Zu-
sammenstellung der Verluste, welche Bay-
ern im Jahre 1866 nur an Menschenle-
ben allein erlitt, ist nun in officieller

Unsere Curiositäten-Sammlung ist

durch folgende Gegenstände

bereichert worden.

I. Durch einen prächtigen „Affe“ von

Chicago.

II. Durch „Monster“, „Stiefel“, die man

uns ebenfalls aus Chicago mitgebracht

hat.

III. Durch das Feuer, welches dem

Schreiber dieser Zeilen auf den Nägeln

brennt, wenn die Form zur Presse gehen

soll.

IV. Durch einen antiluvianischen

Pumpenrüssel, den Noah an der 12. und

High Straße vergraben hatte.

V. Durch das Gift, welches die Son-
tagspost nach uns spritzt.

VI. Durch die blecherne Pandora

Büchse mit den Chicagoer Corresponden-
zen der „Einigen.“

VII. Durch eine neue Sendung Brenn-
nesseln, mit denen die Gelehrten des Om-
nibus solche Leuze auf die Finger klopfen,

die einen Sparrn zu viel haben.

VIII. Durch das böse Gewissen, wel-
ches ein paar Gewisse beschleicht, wenn

sie Sonntags den Omnibus öffnen.

IX. Durch den Schweinehund, wel-
chen die Einzige dem General Grant

machte.

X. Durch die Bank- und andere „No-
ten“, welche die hiesigen Sänger in Chi-
cago verloren hatten.

XI. Durch den Pferdefuß, welchen die

Einzige bei fechtlichen Gelegenheiten durch

einen colossalen „Stiefel“ zu verbergen

sucht.

Nachbarin und Nachbar.

In einer der vielen engen Straßen der

Weltstadt London wohnten eine arme Blu-
menmädchen, Florette war ihr Name, und

ein noch ärmerer Maler, Vincencio gehei-
ßen, sich im Dachstuhl gegenüber. Sab

Vincencio aus dem Fenster, um einmal fri-
sche Luft zu schöpfen, so mußte sein Blick

unwillkürlich in Florettes bescheidenes

Zimmerchen fallen und er konnte dann

immer sehen, wie das fleißige Mädchen un-
ermüdet an ihren Blumen arbeitete, um

sich ihren Tages Unterhalt zu verschaffen.

„Hm, dachte er, daß Mädchen ist fleißig,
schön (daß natürlich Florette mit allen

Reizen der Schönheit ausgestattet war),

versteht sich bei einem Romane von selbst

und arm wie ich.“

Vincencio hielt hier ein wenig in seinem

Selbstgespräch ein, um gleichsam zur Be-
stätigung seiner Aussage einen Blick in das

innere seiner armseligen Dachstube zu sen-
den; ja, Vincencio war arm, denn er hatte

außer seiner Pfeife und den Bündelholz-
stücken, welche treulich nebeneinander auf dem Ka-
mine lagen, Nichts was er auf dem gan-
zen Erdenrunde sein eigen nennen konnte.

Ueber das Schicksal seines letzten Gemä-
des, das er zur Ausstellung g'andt hatte,

harrte er nun seit vier Wochen der Ent-
scheidung. Staffelei, Palette, Pinsel, Far-
ben — alles war verkauft und er trug den

letzten Schilling in der Tasche und war

dabei eine ganze Woche Miethse schuldig.

Arm wie ich, wiederholte er. Nein

reicher, sagte er hinzu, denn sie verdient

sich wenigstens ihr tägliches Brod. Doch

mag dies sein, wie es will, ich liebe sie

und werde sie heirathen; abgemacht!

Da nun zu einer Heirath immer Zwei

gehören, so war die Sache noch nicht so

ganz „abgemacht“, denn Florette schien in

diesem Punkte ein wenig anderer Ansicht

wie Vincencio zu sein, da sie ihn fast nie

wußte, ließ sich daher in Verfolgung sei-
ner Lieblingsidee nicht irre machen u. fuhr

fort, Florette anzustarren. Endlich war

es dieser doch ein wenig zu arg und ge-
sagt, gethan, sie packte ihr kleiner Eigen-
thum zusammen und verließ ihr kleines

Stübchen, um sich ein neues Logis zu su-
chen. In der Nähe mußte sie wohnen und

war ganz in der Nähe, denn ihre Kunden

waren gewohnt, sie hier aufzusuchen. Als

sie daher auf der Straße angelangt war,

sah sie sich nach den Häusern um, in de-
nen Zimmer zu vermieten waren. Das

Haus gegenüber, also gerade, worin Vin-
cencio wohnte, zeigte einen Anschlagge-
tel.

Besser in einem Hause mit ihm, denn ich

werde ihn dann oft Tage lang nicht zu Ge-
sicht bekommen, als ihn minutlich mir ge-
genübersehen zu sehen; diesen Plagengeist!

Mit diesen Worten trat sie in das Haus,

um sich die freien Zimmer zeigen zu las-
sen.

Haben Sie Geld? Mit diesen Worten

trat der Hauseigentümer zu Vincencio in's

Zimmer, gerade als dieser damit be-
schäftigt war, den für ihn sonderbaren

Vorbereitungen Florettes zuzuschauen.

Geld? fragte Vincencio in einem Lie-
bestaunel mit Eohn. Geld nicht, aber so

viel Liebe, um eine Welt in Flammen zu

setzen.

Dann wollen Sie sich sogleich aus mei-
nem Hause verfügen, denn Miether wie Sie

kann ich nicht gebrauchen.

Ich werde Sie morgen bezahlen, wenn

meine Gemälde —

Was Gemälde, Geld will ich haben,

oder —, eine sehr bezeichnende Geberde

erregte hier die Worte. Vincencio wandte

sich ohne Erwiderung wieder zum Fenster,

um seine alte Beschäftigung wieder auf-
zunehmen, aber in demselben Augenblicke

fühlte er sich unangenehm am Kragen gefaßt

und alsbald der Treppe näher, als es mit

dem Gleichgewicht eines Menschen verträglich

ist. — Nachdem Vincencio auf diese

Weise nach und nach im unteren Gange

angelangt war, kam er endlich in so weit

Ein Zweikampf.

(Fortsetzung.)

Sie stellten das Schloß an seinen vier Ecken in Brand.

Die Baronin kam nicht hervor. Es giebt keinen Dämon, der wilder die Leidenschaften des Menschen anfacht und hoch treibt, als der des Feuers.

Das massive Schloß brannte nur langsam. Die Brandstifter drangen in das brennende Gebäude und raubten u. plünderten darin, bis es einstürzte. Von der Baronin wurde keine Spur gefunden.

Eingelne drangen in die verlassenen Nebengebäude des Schlosses, nur um noch mehr zu zerstören. Die wilde, zügellose Wuth war einmal über sie gekommen.

Ein Hause von sechs Mann war in den Park gebrungen.

Sie gelangten zu einem kleinen Pavillon am Ende einer Allee, ungefähr dreihundert Schritte vom Schloße entfernt. Die Fenster waren mit Jalousien verschlossen. Die Thür stand zu.

„Hinein!“ riefen sie. Sie wollten auch hier zerstören.

Einer wollte die Thür einrennen. Es bedurfte dessen nicht. Als er das Schloß anfaßte, öffnete es sich. Die Thür hatte unverschlossen nur im Schloße gelegen. Sie slog auf. Die Wuthenden wollten hineinstürzen.

Sie stürzen entsezt zurück. Mit ihnen war der helle Schein des Feuers in den Pavillon gedrungen.

In dem Schein lag vor ihnen die Leiche der Gutsheerin. Sie lag im Blut, das Gesicht gerichmetert.

Fort war die Wuth, die Wildheit der Aufrührer, der Brandstifter, der Räuber und Plünderer. Da war ein Mord. Sie hatten ihn nicht begangen, aber mußte er nicht dennoch über sie kommen?

Die Angst bleichte ihre Gesichter. Schüttelte ihre Glieder. Sie flohen zu den Andern zurück.

„Die Gutsheerin liegt ermordet im Pavillon!“

Es war eine Schreckenskunde, die in Allen die Wuth auslöschte, die Alle lähmte. Sie schlichen entsezt und still nach Hause, als wenn sie die Mörder wären.

„Wer ist der Mörder?“ fragte sie Einer den Andern. Keiner wußte es. Keiner konnte es nur errathen. Ein Beweis, daß Keiner von ihnen es war. War es einer von ihnen, so waren alle die Andern frei. Jetzt waren sie es Alle.

Gegen Mitternacht langte eine Eskadron Husaren aus der Hauptstadt der Provinz an. Der Feuerchein, der viele Meilen bis hoch zum Himmel hinauf zu sehen war, hatte ihren Marsch beschleunigt.

Andere Hülfen war nicht gekommen. Die Abtheilungen in der Nachbarschaft hatten selbst ihre Noth, wie schon die Baronin gesagt hatte. Und in den Städten umher? Auch in der Reichsstadt.

Es war im März des Jahres 1848. Da hatte, wer Muth hätte haben sollen, keinen.

Später, als das Jahr vorüber war, da war er ihnen wieder gekommen; es war der Muth des Hasses, der Rache für die frühere eigene Feigheit.

Die Verstandigen der Bauern waren schon vor der Ankunft der Husaren zusammen getreten, um zu berathen, was zu thun sei. Sie erkannten das Unglück, das sie angelastet, das noch größere Uebel, das sie selber bereitet hatten. Sie mußten die Folgen auf sich nehmen, nur nicht die des Mordes, an dem jeder Einzelne sich, an dem sich Alle unschuldig fühlten. Sie ergaben sich freiwillig dem Rittmeister der Eskadron als Gefangene. Sie zeigten ihm auf der Stelle den Mord an.

Der Rittmeister war mehr als ein gewöhnlicher Soldat. Er ließ sofort den Pavillon und die Leiche bewachen. Er sandte dann zur Reichsstadt und ließ die Behörde auffordern, ihre Schuldigkeit zu thun.

Unter dem Schutze der Soldaten waren sie da.

Auch eine Gerichtsdeputation fand sich früh am andern Morgen ein, um die Untersuchung der verübten Verbrechen zu führen. Am meisten kam es an auf den an der Gutsheerin verübten Mord. Dessen Thatbestand mußte zu allernächst festgestellt werden.

Im Pavillon fand das Gericht Alles so, wie die Husaren es gefunden hatten. Die Husaren hatten Alles in dem Zustande angetroffen, wie die eindringenden Bauern es zuerst entdeckt hatten.

Der Pavillon lag mitten in einem dicken Bosket. Zu dem Bosket führte vom Schloße her eine mehrfach sich krümmende Allee, durch das Bosket ein schmaler, gewundener Fußpfad.

Der Pavillon bestand aus einem einzigen runden Gemache zu ebener Erde, mit einem Durchmesser von fünfzehn Fuß. Es führte eine verschließbare Thür hinein. Die Thür lag nur im Schloße. Ein Schlüssel steckte nicht darin, konnte auch nicht darin, nicht aufgefunden werden.

Das Gemach hatte drei Fenster, eins zu jeder Seite der Thür, das dritte der Thür gegenüber. Sie waren von innen mit Läden, von außen mit Jalousien versehen. Die Läden und Jalousien von den beiden Fenstern, neben der Thür waren verschlossen. Der Laden am dem dritten Fenster stand ganz offen, der eine Flügel der Jalousien

war halb aufgezogen, so daß von unten Licht durchfallen konnte.

Das Gemach war möblirt. Es befanden sich darin ein Sopha, sechs Polstersühle, ein runder Tisch, ein Spieltisch, ein Spiegel, unter diesem ein Tisch mit einer Marmorplatte.

Der runde Tisch stand in der Mitte des runden Zimmers. Spiegel und Marmortisch waren ihm gegenüber an der Mauer zwischen den beiden Fenstern rechts von der Thür und der Thür gegenüber.

Zwischen dem runden Tische und dem Marmortische lag die Leiche der Gutsheerin am Boden ausgestreckt, mit dem Kopfe nach dem Marmortische hin.

Sie war völlig angekleidet, in ihrer gewöhnlichen, täglichen Kleidung.

Ihre Kleider waren blutig, sie lag in Blut.

Das Blut war aus einer einzigen Wunde geflossen. Diese war an der rechten Schläfe. Sie war groß, breit, unregelmäßig; der Schädelknochen war zerbrochen.

Mit welchem Gegenstand die Wunde zugefügt sei, war sofort zu erkennen.

Der Marmortisch unter dem Spiegel hatte scharfe Kanten. Die nach der Thür zu war blutig. Sie paßte genau zu der Gestalt und übrigen Beschaffenheit der Wunde. Sie war in die Schläfe eingedrungen gewesen, hatte sie verlegt, den Schädelknochen zerbrochen.

Die Verletzung war eine unbedingte tödtliche gewesen.

Auch über die Art und Weise, wie sie entstanden war, konnte kein Zweifel sein. Es lag danach klar eine Tödtung durch die Hand eines Dritten vor, und es konnte weder an einen Unglücksfall, noch an einen Selbstmord gedacht werden.

Die Verstorbene war gewaltsam u. war unter Anwendung von ungewöhnlicher Gewalt, mit ihrem Gesichte auf die starke und harte Kante der Marmorplatte geworfen oder gestoßen. Dies war sogar zweimal geschehen; der Schädel war doppelt gebrochen, in einer Weise, daß ein doppeltes Stoßen oder Werfen dazu nöthig gewesen war.

Der Tod, wenigstens eine völlige Bewußtlosigkeit, war augenblicklich erfolgt. Dafür sprach auch das Liegen der Leiche gleich an dem Marmortische.

Daß außer der Ermordeten sich Jemand in dem Pavillon befunden habe, davon fand sich nicht die mindeste Spur vor.

Wer war der Mörder? Wann war der Mord verübt? Wie war die Ermordete nur in den Pavillon gekommen?

Wer in der Welt konnte die Fragen beantworten, oder wollte es, wenn er es konnte?

Der Pavillon diente nur im Sommer zum Aufenthalte, während der heißen Nachmittagsstunden. Im Winter kam Niemand hinein, obgleich die wenigen Möbel darin blieben. Seit einem halben Jahre hatte, so viel man wußte, kein Mensch hineingesehen. Der Schlüssel hatte nebst anderen Parckschlüsseln in einem offenen Korridor im Schloße an einem Nagel gehangen.

Die anderen waren noch da, er fehlte; seit wann, wußte man nicht. Niemand hatte ihn vermisst.

Der Verdacht des Mordes war trop alledem zunächst auf die flegenden u. plündernden Bauern gefallen. Er mußte eben so schnell gegen sie schwinden. Sie hätten Einen angeben können, und sie hatten außer diesem Einen Alle das bringendste Interesse es zu thun. Wäre der Mord von ihnen ausgegangen, so hätte auch irgend ein Raub an der Lebenden oder an der Toten müssen stattgefunden haben. Allein man fand an ihren Fingern ihre Ringe, an ihrer Brust ihre Brosche, in ihrer Tasche ihre Börse, und neben der Börse für fast Hunderttausende Documente, Schmuckfachen, selbst Goldrollen. Es zeigte sich keine Spur, daß etwas fehlte, oder fortgenommen gewesen und wieder an seinen Platz gebracht sei. Von den Bauern war keiner der Mörder.

Wer war es denn?

Von den Leuten des Schlosses Einer? Aber sie waren in der ganzen Zeit, wo der Mord geschehen sein mußte, immer beisammen gewesen. Auch konnte Keiner bezeichnet werden, der nur im Entferntesten der That fähig zu erachten gewesen wäre.

Wer war sonst noch da?

Den Rittmeister hatte es einmal durchzucht, wie die Verstorbene aufgefunden war, als er ihr mitgetheilt, die junge Baronin sei aus dem Garten gekommen, und wie sie dabei gesagt, sie habe die Rache schon am Morgen in der Kaffienallee gesehen. Die Kaffienallee führte zu dem Bosket, in dem der Pavillon lag. Aber er mußte sich sofort selbst strafen für den frevelhaften Schluß, den er freilich nur in dem ersten Aufjucken hatte antäuseln wollen. Wie konnte jene stille, ergebene, erhabene Dulderin nur in ihren Träumen mit einem solchen Verbrechen in Berührung kommen? Es war ein Verbrechen das zu denken. Es war zugleich ungeheim: die junge Baronin war eine junge, schwache Frau, und nur eine angestrenzte, ungewöhnliche Manneskraft hatte den Mord vollführen können.

Ein Anderer, ein Fremder mußte der Urheber des Verbrechens sein. Aber auch da war Alles dunkel. Daß die Verstorbene, in der Voraussicht dessen, was sich hier später wirklich ereignet hatte, schon frühzeitig, während sich die Andern in die Kellergewölbe zu retten suchten, die Ge-

genheit wahrgenommen habe, sich unbemerkt mit ihren Schätzen in den Pavillon zu flüchten, in dem schwerlich Jemand sie suchen werde, das ließ sich allenfalls annehmen. Aber dann hätte sie sich auch dort verschlossen, und wer hätte ohne alle Gewalt zu ihr eindringen können? Und nirgends zeigte sich die Spur einer Gewalt, weder an ihrer Thür noch an den Fenstern, noch sonst wo. Wo wäre denn auch, zumal da die Thür offen gefunden war, der Schlüssel des Pavillons geblieben?

Gericht, Polizei, Rentmeister, Alle suchten und riefen sie vergebens nach dem Thäter.

Ein Zufall versprach Licht, wenigstens eine Spur.

Während die Beamten, und zwar an dem Schauplatze des Verbrechens selbst, mit der Untersuchung beschäftigt waren, trat auf einmal ein Fremder zu ihnen, in den Pavillon.

Es war ein großer etwas bagerer Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein Gesicht war eingefallen, aber wie verdorret; die Farbe war grau. Sein Haar war glänzend schwarz. Schwarze, große Augen konnten trotz ihrer Größe unter buschigen, dunklen Augenbrauen sich lauernd verbergen. Er war im Reizeanzug. Er mußte so eben vom Pferde gestiegen und sofort dergestalt sein. So trat er in den Pavillon, mit den Augen überall umher-spähend, als wenn er Alles durchsuchen wollte, dennoch leicht, aber zugleich übermüthig, fast frech in seinen Bewegungen. Es lag etwas unbeschreiblich Zuversichtliches, Herrschsüchtiges und Unangenehmes in der ganzen Erscheinung, und der Mann gab sich nicht die geringste Mühe es zu verbergen.

Hinter oder Mörder? konnte einem auf den Lippen schweben, wenn man ihn genauer ansah.

Sein Auge hatte sofort den Chef der Untersuchungskommission entdeckt. Er wandte sich an ihn.

„Der Herr Criminaldirector aus B.“

„Ja, mein Herr.“

„Rammerrath von Rohner, Neffe der Verstorbenen. Ich höre, Sie haben den Mörder noch nicht ermittelt?“

„Konnten Sie mir vielleicht Thatfachen zu seiner Ermittlung an die Hand geben?“ fragte der Beamte, verlegt durch das anmaßende Benehmen des Fragenden.

Der Herr von Rohner antwortete nicht. Seine großen Augen spähten von den dichten Augenbrauen halb verdeckt, scharfer in dem Gemache umher. Sie trafen auch die Leiche der Ermordeten, die, wenn auch nicht eigentlich seine Tante, doch seine Verwandte und in Freundschaft ihm zugehörig gewesen war. Zog ein Gefühl zeigten sie nicht. Sie lauerten und späheten nur.

„In welcher Weise wäre nach ihrer Ansicht die That verübt?“ fragte er dann den Criminaldirector.

„Wir wissen es eben nicht.“

„Ein Raub hat nicht stattgefunden?“

„Nein.“

„Hier ist noch Alles in der Lage, in welcher man es zuerst angetroffen hat?“

„Ja.“

„So haben die Bauern den Mord nicht verübt.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Die Bauern konnten nur zu der Verstorbenen eindringen, die schon vor ihnen hier war.“

„Es ist anzunehmen.“

„Den Mord muß aber Jemand verübt haben, der schon vor der Ermordeten hier war, zu dem sie herein kam.“

„Ihre Gründe, mein Herr?“

„Die rechte Schläfe der Ermordeten ist verletzt; durch diesen Marmortisch, der rechts von der Thür steht. Einem nach ihr Eindringenden stand die Verstorbene mit der linken Seite nach der Marmorplatte hin gegenüber. Habe ich Recht, mein Herr?“

„Sie hätten darin Recht.“

„Der Angriff eines Eindringenden hätte ihre linke Seite auf die Platte werfen müssen. Alles war anders, wenn sie bei ihrem Eintreten in das Gemach angegriffen wurde.“

„Sie setzen einen Angriff Stirn gegen Stirn voraus, mein Herr.“

„Meine Tante zeigte Niemandem feig den Rücken.“, verlegte der Herr von Rohner mit einem unbeschreiblichen Hochmuth. Dann ging er weiter suchend in dem Gemache umher.

„Sie haben doch Alles genau hier durchsucht?“ fragte er dabei.

Der Director gab ihm keine Antwort. Außer dem Hochmuth schien ihm auch eine zweite Ueberlegenheit des Mannes zu verlegen, die er sich nicht wegzulegen konnte, und die sich noch mehr zeigen sollte.

„Aber mein Herr, was ist denn das?“ rief der Suchende auf einmal.

Er stand vor dem Sopha, zwischen welchem und dem Marmortische die Leiche lag. Seine Augen hatten unter dem Möbel umhergespäht. Er bückte sich. Er wollte nach Etwas langen, er zog die Hand zurück.

„Mein Herr Criminaldirector, das ist Ihres Amtes. Wenn ich bitten darf—“ Der Criminaldirector mußte sich ihm nähern.

„Was giebt es?“

„Haben Sie die Güte, selbst nachzusehen.“

Der Beamte blickte unter das Sopha.

Unmittelbar hinter dessen Fuße entdeckte er einen kleinen, glänzenden Gegenstand. Er zog ihn hervor.

Es war eine silberne Schnürnadel, etwa drittehalb Zoll lang, stark, massiv, an ihrem unteren Ende in Folge langen Gebrauchs mehr spitz als rund.

Dieses untere Ende war die Länge eines ganzen Zolls hinauf blutig.

„Nun, mein Herr?“ fragte der Herr von Rohner.

Der Beamte wollte oder konnte nicht sofort antworten.

„Die Nadel kenne ich“, fuhr Jener fort. „Sie gehörte meiner Tante. Sie trug sie immer bei sich. Sie ist ein wichtiges Mittel zur Entdeckung des Mörders. Sie sehen es doch ein? Die Verstorbene hat sich damit gegen ihren Angreifer gewehrt. Es war ihre einzige Waffe, die sie bei sich trug. Sie hat sie nicht ohne Erfolg gebraucht. Einen Zoll hoch ist sie blutig, so tief ist sie in den Körper des Mörders gedrungen. Eine so tiefe Wunde, mit einem so starken, nur rundlich spigen Instrument beigebracht, kann nicht so leicht vernarben, und nie spurlos. Inquiren Sie danach weiter, mein Herr, mich rufen meine eigenen Geschäfte zurück.“

Damit verließ er den Pavillon.

Er hatte in Allem nicht Unrecht gehabt. Hinter oder Mörder? mußte ihm auch der Richter nachblicken, und er hätte zu allererst an dem eben so widerwärtigen wie unheimlichen Menschen die Untersuchung nach einer Wunde anstellen mögen, die nur durch eine Nadel verursacht war und doch so verhängnißvoll werden konnte, werden mußte.

Er stellte die Untersuchung bei den Andern ein, bei den Bauern, selbst bei den Leuten des Schlosses, obwohl kein Verdacht auf ihnen lastete. Es ergab sich kein Resultat.

Die letzte Spur, die zu dem Mörder hätte hinführen können, war damit für die gerichtliche Untersuchung verschwunden. Der Mörder und die Art und Weise der Verübung des Mordes blieben unermittelt. Die Bauern wurden wegen Aufruhr und Brandstiftung zu langer Zuchthausstrafe verurtheilt. Wegen des Mordes hatte nicht einmal die Anklage gegen sie erhoben werden können.

Er war dennoch nicht vergessen.

Die erste Straßen der Maisonne drangen durch das Gebüsch.

Sie wählten einen Mann, der unter den Zweigen im Gasse lag, nicht aus seinem Schloße aber aus seinen stillen Betrachtungen.

Es war ein kleiner, dicker, runder Herr. Er trug militärische Kleidung; es war ein Offiziersrock und doch keiner. Die höheren Militärärzte trugen solche Uniformen. Die Compagnieärzte dürfen sich mit dem Feldwebel noch nicht messen, und in der preussischen Armee mag es noch manchem Feldwebel und Wachtmeister in der Erinnerung sein, wie er auf Befehl des Herrn Hauptmanns oder Rittmeisters den „Compagniefeldscher, den verdammten Pfasterkasper“, wegen irgend einer Lumperei durch den Unteroffizier mußte durchsucht lassen.

Der kleine, dicke Herr fuhr auf, als die Strahlen der Sonne ihn trafen. Er fuhr ärgerlich auf.

„Will denn noch immer keiner kommen? Warum mußte ich freilich wieder der Erste sein? Eine schlechte Angewohnheit! Und ich werde nicht einmal mager dabei! Sonst wäre Gegenstände in der Natur! Diese jungen Fänte, die den ganzen Tag nichts thun und bis in den späten Mittag hineinschlafen, bleiben mager wie die Wasser-ratten.“

Er hatte laut gesprochen.

„Dafür leben Sie auch bis in die tiefe Nacht hinein.“, lachte eine Stimme hinter ihm, jenseits des Gebüsches.

„Ah, Gott sei Dank, endlich Einer!“ rief der kleine Herr.

Ein junger Offizier trat hinter dem Gebüsch hervor.

„Guten Morgen, Doctor. Sie sind wohl schon lange hier?“

„Guten Morgen, Herr von Konau. Ich bin immer pünktlich.“

„Ich höre, wie Sie es sich selbst erzählten.“

„Aber Ihr jungen Herrn Offiziere—“

„Ich höre auch das schon.“

„Aber nicht Alles. Auf Ihre eigene Aufforderung bin ich so früh hier. Vor Sonnenaufgang, wenn es noch dunkel und kein Mensch auf den Straßen ist, solle schon jeder die Stadt verlassen haben und einseln auf verschiedenen Wegen, hterher kommen. Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier.“

„Und wie Sie sehen nicht mehr allein.“

„Aber wie Viele fehlen noch?“

„Drei. Sie werden auch schon kommen. Sie wissen, Doctor, in solchen Sachen läßt Keiner gern auf sich warten.“

„Lust zu jeder Thorheit nicht. Indef, Baron—da wir noch allein sind, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, warum wir eigentlich hier sind. Es war spät, als Sie mich gestern Abend bestellten, u. Sie waren eilig. Hier sollte ich das Nähere erfahren.“

„Ich sagte das, Doctor. Aber ich weiß selbst nicht viel mehr, als was ich Ihnen schon sagte. Langensfeld und Neurode wollen sich schließen.“

„Wollen, Baron? Narren wollen viel.“

„Sie müssen denn.“

„Müssen! Das klingt anders. Und warum müssen sie? Darauf kommt es an.“

„Das weiß eigentlich kein Mensch.“

„Dho, Herr von Konau, ich habe Sie für einen vernünftigen Menschen gehalten.“

„Ich hoffe, Sie halten mich noch dafür.“

„Und Sie wollen dem Herrn von Langensfeld secundiren?“

„Ja.“

„Ohne daß Sie wissen, und er selbst nur weiß, warum er sich schlägt?“

„Ich muß Ihnen doch wohl die ganze Geschichte erzählen.“

„Ich denke das auch.“

„Beim Regierungsrath von Jeller ist wöthentlich einmal Gesellschaft. Auch Langensfeld und Neurode kommen hin.“

„Der Herr von Langensfeld macht dem Fräulein den Hof? Die jungen Leute sollen einig unter sich sein—“

„So sagt man.“

„Und das Fräulein ist die Freundin der Baronin Neurode?“

„Die beiden Damen sind Freundinnen.“

„Ach, Baron, was fällt mir da bei? Sollte nicht in diesen Tagen die Verlobung des Herrn von Neurode mit der schönen Wittve, seiner Cousine, gefeiert oder veröffentlicht werden?“

„Ich meine, fogar heute.“

„Teufel! und da kann er noch vorher eine Leiche sein.“

„Oder den Verlobten der Freundin seiner Braut in eine andere Welt schicken.“

„Eine verzweifelte Alternative!“

„Die Ehre, lieber Doctor!“

„Hole der Teufel diese!—Aber erzählen Sie mir erst von ihr.“

„Vor drei Tagen war wieder Gesellschaft bei Jeller's. Neurode und Langensfeld waren da, wie gewöhnlich. Sie hatten wenig, fast gar nicht mit einander gesprochen, wie ebenfalls gewöhnlich.“

„Nicht wahr, Baron, sie theilen die Freundschaft ihrer Verlobten nicht?“

„Es scheint. Neurode ist übrigens mit seinem seiner Kameraden befreundet.“

„Und er ist doch ein so tüchtiger Mensch und braver Kamerad.“

„Aber auch? Herr von Konau, ich lasse nichts auf den Baron Neurode kommen.“

„Ereifern Sie sich nur nicht, Doctor. Ich will auch nichts auf ihn werfen. Aber es drückt ihn etwas, das—“

„Ja, es drückt ihn etwas, und Gott mag wissen, was es ist. Aber fahren Sie fort.“

„Beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nun erzählt Neurode, daß Langensfeld sich den Abend nachtheilig über ihn geäußert habe.“

„Und was soll er geäußert haben?“

„Es sei die Rede darauf gekommen, warum Neurode aus Algier zurückgekehrt sei. Wir wissen, Doctor, er soll dort einen französischen Offizier im Duell erschossen haben.“

„Er hat es, Herr von Konau. Neurode versichert es, und schon darum ist es wahr.“

„Schon wieder Hüg, Doctor? Ich glaube es ja auch. Indef Langensfeld solle sich bei Jeller's in einer Weise darüber geäußert haben, als zweifle er daran. So wenigstens wurde es Neurode hinterbracht.“

„Und welcher Teufel hinterbrachte ihm das?“

„Das ist eben nicht zu erfahren. Neurode verweigerte jede Erklärung darüber. Es müßte genügen, wenn er sein Ehrenwort darauf gebe, daß die Thatfache ihm hinterbracht sei, und daß der Herr von Rohner—“

„Der Kammerherr von Rohner steht in der Sache, Baron?“

„Nein.“

„Aber Wetter, Baron, brauchen wir dann noch nach dem Teufel in der Geschichte zu suchen? Aber weiter.“

Der Herr von Rohner kam am andern Morgen zu Langensfeld, um ihn für Neurode auf Pistolen zu fordern.“

„Und Langensfeld?“

„Er erklärte auf sein Ehrenwort, daß er eine Aeußerung, wie die ihm zugemuthete, nicht gemacht habe. Er bat, das dem Baron Neurode zu sagen. Rohner übernahm es, kam aber schon nach einer Viertelstunde mit der Nachricht zurück, Neurode sehe jene Erklärung einfach als eine Feigheit an, und könne daher seinerseits sich dabei beruhigen. Da mußte Langensfeld freilich die Forderung annehmen.“

„Er mußte. Aber Sie, Herr von Konau? Sie sind der Secundant Langensfeld's. Was thaten Sie? Den Teufel, der die ganze Sache angeblasen hatte, kannten Sie, mußten Sie kennen. Gingen Sie nicht zum Herrn von Neurode und sagten Sie ihm nicht—?“

„Ich sagte ihm Alles, Doctor. Oder eigentlich, ich konnte ihm nichts sagen. Er wies mich mit jedem Worte an Rohner; Rohner sei sein Secundant, mit dem sollte ich sprechen.“

„Und mit Rohner sprachen Sie vergeblich?“

„Völlig vergeblich. Neurode wollte nichts von Versöhnung hören, und Langensfeld mußte wissen, daß er den Vorwurf der Feigheit nicht könne auf sich sitzen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Advocaten. Man nennt die Advocaten Diener der Gerechtigkeit; da steht man das wahre Sprichwort: „Man hat keinen ärgern Feind als seine Diener.“

Die County Court wird morgen in Sitzung sein.

Eine große Anzahl Pumpen in der Stadt bedürfen der Ausbesserung.

Den Straßen-Arbeitern wird jetzt ein Gehalt von \$1.75 per Tag bezahlt.

Die Buchweizen Ernte dieses Jahres verspricht eine sehr reichliche zu werden.

Die Kartoffel-Ernte in unserem Staat verspricht eine sehr reichliche zu werden.

Das Appellations-Gericht unseres Staates verlagte sich am Freitag bis zum ersten September.

Auf Phönix Hill wird heute ein famoses Bier vergast werden. Kenner versichern, daß es das Beste der Saison ist.

Aus Owensboro, Ky., wird berichtet, daß Ludwell Alexander, der Sohn des bekannten Bankiers Alexander, bei n Baden ertrunken ist.

Vorgelesen war der fünfjährige Todestag des Rear-Admirals Foote, welcher auf dem Mississippi die glorreichen Siege der Ver. Staaten Marine errang.

Mehreren Pektlern in unserer Stadt wird jetzt von unserer Polizei besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da dieselben die Gutmüthigkeit unserer Bürger mißbrauchen.

Capt. Crawford McCarty, welcher seit längerem Jahren mit der Firma von Wilson u. Peter in unserer Stadt verbunden war, ist nach New York abgereist, um sich mit seinem Onkel, Consul für Foo-Chow, nach China zu begeben.

Die wöchentliche Ausstellung des Farmer-Vereins fand gestern Morgen im Masonic Temple statt und waren die herrlichsten Früchte der Saison, Erdbeeren, Kirscheln, Brombeeren, Himbeeren etc. zur Schau ausgestellt.

Eine große Anzahl von Bericht-erhaltern für die südliche Presse sind während der letzten Tage hier durchpassirt, um sich nach der am vierten Juli in New-York stattfindenden demokratischen National-Convention zu begeben.

Mike McGoole und Joe Coburn die beiden Preiskämpfer, welche in der Lawrenceburg, Ind., Jail schmachten, schienen durch die Gefängnißhaft nicht besonders zu leiden, da sie bedeutend an Gewicht des Körpers zugenommen haben.

Im Louisville Garten, wo Herr Hierfür das Szepter schwingt, wird heute Nachmittag ein großes Sacred Concert stattfinden. Der Garten ist sehr schön für Familienfrühen eingerichtet und gewährt den Besuchern außerdem eine vollständige Ansicht des Baues der Ohio Brücke.

Der Prozeß gegen Dr. Geo. Collins, wegen Ermordung des Pedlers Thomas Monig, wurde gestern im Criminalgericht fortgesetzt. Die Zeugen für die Anklage wurden verhört, jedoch das Zeugenvorhör für die Anklage ist noch nicht beendet. Das Zeugenvorhör wird am Montag fortgesetzt werden.

Ein Versuch wird gemacht, den Miß Unterricht in den öffentlichen Schulen abzuklären, obgleich die Schüler bei den Prüfungen den Beweis lieferten, daß sie bedeutende Fortschritte in diesen Fächern gemacht hatten. Der alleinige Grund für die Abschaffung des Miß-Unterrichts in unseren öffentlichen Schulen betrifft nur den Kostenpunkt.

Dr. Ehret, der gemüthliche Eigentümer des Löwengartens nicht nur, sondern auch ein galanter Wirt, hat für seine Gäste die großartigsten Vorbereitungen getroffen. Das beste Cincinatti Lagerbier, ächter Schmirkele und sonstige Erfrischungen stehen den Besuchern zur Verfügung. Die Great Western Star Band veranstaltet Nachmittags ein großes Concert.

Am vierten Juli findet nahe Jeffersonville ein großes Volksfest zum Besten der deutschen evangelisch-lutherischen Sonntagsschule der St. Lukas-Gemeinde von Jeffersonville statt. Die Arrangements-Comité trifft alle Vorbereitungen, um das Picnic zu einem der schönsten zu machen.

Der Festplatz, welcher von dem Arrangements Comité für das Ddd Jellow Picnic am vierten Juli, ausgewählt wurde, liegt etwa sechs Meilen oberhalb Utica, Ind., und ist einer der schönsten und schattigsten Plätze nahe der Stadt. Eine Rednerbühne, ein Tanzboden und Erfrischungsplätze werden im Lauf der nächsten Woche errichtet. Den Theilnehmern steht eine angenehme Fahrt auf dem Flusse bevor.

Picnic im Woodland Garten. Am Montag, den 20. Juli, findet im Woodland Garten ein Volksfest zum Besten des St. Joseph Waisenhauses statt. Die Vorbereitungen zu diesem Feste sind mit Umsicht und Verständniß getroffen und da unsere Bürger stets ihre Mildthätigkeit und ihrem Gemein-sinn bewiesen haben, so werden sie auch bei der in Rede stehenden Gelegenheit ihren alten guten Ruf zu wahren wissen. Wir wünschen in der bevorstehenden Festivität den besten Erfolg.

Omnibus-Briefkasten.

Hrn. Ch. B. Chandelville, Ind.—Es freut uns daß Sie noch nicht aus dem Buge des Lebens gestiegen sind, in unserm Buge wurden Sie gestrichen, weil Sie uns als „verschieden“ berichtet wurden. Wir haben wiederholt Zeitungen aus Postofficen zurück erhalten, deren Eigentümer nie die Pflicht begien, dieselben aufzugeben. In einigen Postofficen Indianas scheint eine schöne Wirthschaft zu herrschen, wir kennen sogar eine Postoffice, in der der Postmeister nicht leben kann.

Hrn. A. S.—Jedes Capital-Verbrechen heißt im englischen Rechte „felonie“. Das Germanische Volksrecht betrachtet das Verbrechen und ist eine Zusammenstellung uralter germanischer Rechtsgewohnheiten, welche zur Zeit der Völkermigration abgefaßt wurde.

Hrn. J. K.—Von der Weiterführung der Southern Ditch in den Bear-Grass Creek so-nen Sie sich leicht selbst überzeugen. Ab o n n e n t.—Der Koffelstempel kam zu spät ein, wir müssen ihn bis nächstes Mal verschieben.

(Für das Louisville Volksblatt.)

Eine Tour nach New York.

Wer seit einem Jahrzehnt New York nicht wiedergesehen, kann sich kaum einen Begriff von den Veränderungen machen, die daselbst stattgefunden. Nicht nur, daß zur Verlängerung und Erweiterung der Straßen, ganze Squares entfernt und eine Menge großartiger Gebäulichkeiten errichtet wurden, so sonstmals kleinere Häuser oder leere Lössen sich befanden; sondern die seitberige Ausdehnung der Stadt selbst, weit über das Bloomingdale hinaus und das Getreide- und Leben auf den Straßen hat derart zugenommen, daß ein einstmaliger Bewohner dieser Metropolis sich kaum mehr zurechtfindet und in dem Gedränge mit fortgerissen wird, zumal wenn ihn seine Wege am Abend die Chathamstraße oder Bowery hinaus führen; oder er läuft Gefahr niedergeboren zu werden wenn er des Tages den Broadway an Fulton oder Chamberstraße freuen will.—Diese Uebelstände werden täglich fühlbarer, und viel s ist schon unternommen worden und noch projectirt, um denselben abzuwehfen. Ueber Broadway und Fultonstraße ist eine Brücke für Fußgänger errichtet; — die Straßenbahnwagen, welche noch immer ihren Termin am Park haben, sind fast verdreifacht, und dennoch Reis überfüllt; dieselben haben ihre alten Plattform Enden und die Conducteurs beibehalten, denn eine Neuierung zum Nachtheil der Passagiere wie die Hobbscars u. Slompsons Biers halte ich auch nur in Louisville möglich. Ein anderer Verbesserungplan ist bereits der Greenwichestraße entlang von Castle Garden bis Courtlandstraße ausgeführt, es ist dies ein gegen 25 Fuß hohe auf Pfeilern ruhender Schienenweg, dessen kleinere Wagen auf durch Dampf getriebenen Lauern laufen; und ebenso ist die Aus-führung einer Untergrund Eisenbahn nach den oberen Stadt hilen, sowie einer Überbrückung des East Rivers von City Hall aus nach Brooklyn, ihrer Brwirklichung nahe. Man ist eben daran, den Broadway unterhalb Biegestraße bis zum Battery Place mit Quadersteinen, sowie Williamstraße, zwischen Beckman und Liberty, mit dem Nicholson Paveement zu pflastern. Die Confusion auf den Seitenwegen steigt manchmal termagen, daß die Polizei einschreiten muß.

Castle Garden, das zur Aufnahme der Emigranten bestimmte Gebäude ist fast überfüllt und täglich mehrern sich die Zug-züge per Dampf- und Segelschiffe, von welchen schon in der Bay ihre lebendige Frucht auf kleinere Dampfer ausgeladen, nach Castle Garden verbracht wird, um von da aus weiterbefördert zu werden.—Die Bremer und Hamburger Dampfer sind während dieses Frühjahrs fast überfüllt von Einwanderern, während die Passagiere auf den Liverpooler Linien nie so in dem Zwischenstadium zusammengebrängt sind. Auf dem Bremer Dampfer „New York“ allein befanden sich 1300 Despassagiere, welche sämtlich an der Quarantaine gelandet werden mußten, da die Blattern ausgebrochen waren.—Viele der Reiseschiffen der ersten Klasse, welche nicht auf dem Schiffe mehr untergebracht werden konnten, wurden, obgleich ihre Accorde per Bremer Dampfer als festgesetzt, über Liverpool transportirt, kamen jedoch nach einer in jeder Beziehung zufriedenstellenden Fahrt in New York an Bei dem Antrage der Emigranten in Bremen und Hamburg kommen obige Fälle in neuerer Zeit häufig vor und wird dadurch die Reise nicht nur durch den Aufenthalt in Bremen verzögert, sondern der Emigrant würde bei einer directen Reise über Liverpool, welche billiger ist, viel erspart haben. Die irische Emigration hat bedeutend abgenommen, was unsere deutschen Emigranten die Tour über Liverpool heututage genehmer macht, Viele der Ankömmlinge mit kräftigen Armen und selbst Geld in der Tasche, welche nicht gerade einen festen Bestimmungsort im Lande haben, bleiben in New York, oder werden von dem oder jenem Agenten nach den entlegensten Gegenden befördert, um sich anzusetzen, während die herrlichsten Länderseiten Kentudys, dessen Klima, Boden und Erzeugnisse so ganz für unsere deutschen Landbauern geeignet und im Preise, ob in Pacht oder im Eigentum, niedriger als in irgend einem Staate stehen.—Jenen unbekannt bleiben. So gerathen dieselben nach

wilden Regionen oder offenen Prärien, fristen ein armseliges Dasein, manchmal ohne Zufuhr- oder Absatz-Wege, ausge-setzt allen Arten von etc., während dieselben hier in Kentudy, wie die Erfahrung es bewiesen, sich in kurzer Zeit zu einem Wohlstand emporzuschwingen vermögen und somit dem Staate frische Kräfte und einen neuen Aufschwung verleihen könnten.—wenn es der hochloblichen Legi-slatur auch nur einmal einfiele, ihr Augen-merk auf diesen Punkt zu richten und Schritte zur Beförderung der Emigration wie in Missouri und anderen Staaten zu thun.

Mehr noch als New York hat Hoboken und Jersey City an Einwohnerzahl zugenommen. Die Kämpfe zwischen den Städten sind verschwunden, großartige Neubauten zieren jene sonst öden Plätze und die Docks sind weit in den North River hinein vorgeschoben. Die Landungsplätze der Bremer und Ham-burger Dampfer befinden sich ganz in der Nähe des Eingangs der elysäischen Fel-der und prachtvolle deutsche Hotels schlie-ßen sich an die in der Nähe errichteten Gebäude an. Eines der vorzüglichsten, das „Park Hotel“ des Herrn C. Boll-mann, bietet solchen, welche nicht gerade durch Geschäfte an New York gebunden sind, einen äußerst angenehmen Aufent-halt.—In New York selbst ist das alte Hotel Hotel, Ecke Bayardstraße und Bowery wieder im guten Schwung und durch den jetzigen Besitzer, den rüsti-gen Schweizerwirth, Hrn. Stössel, neu eingerichtet und für Ankömmlinge und Familien zu einem deutschen Hotel commo-dil fast umgeschaffen worden.—Die Nähe des deutschen Theaters, der Atlantic, Pacific, Apollo Gärten, der Steuben Hall und Germania Assembly Rooms in Bowery, woselbst allabendlich Concerte stattfinden, macht diesen Aufenthaltsort um so angenehmer.—Das Jagels Hotel, inmitten der Möbelgeschäftslocalen ge-legen, ist Geschäftsreisenden besonders em-pfehlenswerth und wegen seiner vorzüg-lichen Küche und vorzuerkommenen Be-dienung allgemein beliebt.—Eine Menge anderer deutscher Restaurationen sind in Chathamstraße und Bowery etablirt, da-gegen die früheren Basement-Wirthschaf-ten dort und im Broadway verschwun-den.

Schoppenwirthschaften und Weinhand-lungen sind nicht weniger zahlreich; und findet man unter Andern im hübl-n Sou-terrain des Herrn Ad. Straub, No. 133 Fulton Straße stets einen vorzüglichen Schoppen sowie in seinem geräumigen Keller ein exquisites Lager aller er-zedentlichen Rhein- und Moselweine.

Dem jetzigen Besucher New Yorks, der seinen Sonntag gemüthlich bei Wein oder Bier verbringen möchte, ist der Auf-enthalt eine reine Qual, denn entweder sind die Localen geschlossen, oder in Caffee-, Eider- und Lemonade Wirthschaften um-gewandelt; selbst in den Hotels ist nichts Spirituelles zu haben; die sonstmaligen Ausflüge nach Staten Island, Williams-burg, Harlem etc. sind deswegen fast gänzlich stillt, dagegen sind die Plätze Hoboken, Union Hill etc. im Staate New Jersey sonntäglich gedrängt mit Vergnü-gungssuchenden.

Mögen unsere Louisviller Bürger ob-iges wohl beherzigen, so lange ihnen noch Sonntags beim Vormittagsgenuß, oder Nachmittags in den Gärten und gar noch Abends beim Theater der Genuß beliebender Getränke nicht vorenthalten und behüte sie der Himmel vor der Staatspolizei.

Von den unzähligen Vergnügungs-plätzen New Yorks ist und bleibt der Central Park der am meisten frequen-tirte, und bei den reduzierten Fahrpreisen nach New York jedenfalls einer Reise da-hin schon weith; denn Alles was Natur und Kunst daselbst geschaffen, vermögen Worte nicht wiederzugeben und kann nur an Ort und Stelle gewürdigt werden. Die Straßenbahnwagen münden fast sämtlich in die Eingänge des Parks und breite schön gepflasterte Fahr- und Fuß-wege, von grünen Rasen und Buschwerk umgeben, laden den Besucher zum Ein-tritt ein und führen ihn bald über bald unter prachtvoll konstruirte Brücken, bald über Helsen, durch schattige Heine nach den verschiedenartigsten Grotten, Terrassen, Schweizerhäusern, Rosenden, dem in-teressanten Reppart, den erst kürzlich künstlich erbauten Wasserfällen und den kleinen Seen, auf deren glatten Spiegel eine Menge Schmäwe und andere Wasservögel sich bewegen und geschmackvoll re-fectirte Gondeln fahrlustige von Ufer zu Ufer verbringen. Auf Fußsteigen ge-langt man zu dem höchsten Punkt nahe dem Reservoir, von wo aus dem Lust-wandler sich eine herrliche Aussicht auf Nah und Fern bietet; ein neuer massiver Observatoriumsturm ist daselbst im Bau begriffen und seiner Vollendung nahe. Den Hauptattraktionspunkt bildet das im Centrum des Parks gelegene Hauptbasin mit dem Springbrunnen, der gleich da-neben befindlichen Caplanade mit prächt-voller Sculpturarbeit, welche auf das Hauptplateau führen, woselbst die Räu-me für das Orchester, die äußerst elegan-ten Restaurationengebäude und verschie-dene Anlagen mit dem Reppart, mit al-lem erdenklichen Edelwilde, das befinden. Weiter gegen das Ende des Parks erhebt sich das Gebäude des früheren Arsena-

welches zur Aufnahme der Menagerie mit seinen unzähligen fremden und ein-heimischen Thieren, einer Mineralien-sammlung und anderer naturhistorischer Gegenstände eingerichtet, jedoch noch im-mer nicht vollendet ist. Man erblickt da-selbst unter andern selbst den deutschen Storch. Außerst possirlich nehmen sich die auf den Stämmen zu Tausenden her-umflatternden Spagen (Sperlinge) aus, welche seit 2 Jahren von Deutschland importirt, so in den eigens auf den Bäu-men angebrachten Häuschen bereits ge-nipset haben und sich in ihrer neuen Hei-math äußerst behaglich zu fühlen schei-nen. Zur Handhabung der Ordnung sind im Parke eine Anzahl Polizisten mit grauer Uniform, welche jedoch nur selten von ihrer Autorität Gebrauch zu machen Veranlassung haben. Das Ganze läßt dem Besucher einen andauernd wohlthun-enden Eindruck zurück.

Zum bevorstehenden Schützenfest vom 27. Juni bis 4. Juli sind bereits die um-fassendsten Vorbereitungen und verspricht dasselbe ein imponantes Fest zu werden—zumal da eine ziemliche Anzahl deutscher Schützen aus der Heimath, sowie die be-reits angelangten werthvolle Preise nicht verfehlen werden, eine Menge Gäste aus Nah und Fern herbeizuziehen. Wenn auch die Geschäfte im Allgemeinen j-t in New York nicht glänzende zu nennen sind und besonders die Engros-Geschäfte über Verminderung von Bestellungen aus dem Süden und Westen klagen, so wird dennoch durch den täglichen Zu-fluß und Aufenthalt einer Menge Frem-der und Emigranten stets Geld in Cir-culation gehalten und ist der Bedarf für Stadt und Umgebung im bedäunigen Zunehmen;—während hier in Louisville sowie Kentudy überhaupt die Population täglich aufgenommen, die Consumption sich bedeutend vermindert, keine Emigra-tion nach dem Innern die Hotels füllt, die Bedürfnisse vermehrt, das Eigentum im Werth erhöht, ja selbst die sonst zu Dupenden sich hier aufhaltenden Ge-schäftsreisenden nur spärlich eintreffen und sich sofort drücken sobald sie einen Blick in die Geschäftslosigkeit geworfen. Dabst ist in New York hervorzuheben, daß alle Mittel zur Beförderung des städ-tischen Bedarfs dort selbst verblei-ben und so die Circulation des Baar-geldes steigern, während hier nur zu häu-fig selbst Kleinhändler ihren Vorrath au-ßerhalb Louisville beziehen, und auf diese Art der Home Industrie entgegen-arbeiten, ungeachtet unsere Großhändler und Fabrikanten mit Allem versehen, was der Markt bedarf und unter Umständen selbst in den Preisen wenig von den öst-lichen Geschäftshäusern differiren. Wer daher Zerstreuung sucht, dem ist dieselbe durch die Reise nach New York und den Aufenthalt daselbst reichlich geboten. E-vergehe aber von der Ferne das Nahe nicht und suche aus den in jener Welt-stadt gemachten Erfahrungen den besten Nutzen für sich und zur Verbesserung der Uebelstände at home zu ziehen. C. A.

Theater im Woodland Garten. Morgen, Montag Abend, den 29. Juni, wird im Woodland Gar-ten ein Complimentary-Benefit für Hrn. Anton Graff, den früheren Direktor des Theaters in Hefers Garten, stattfinden. Die Vorstellung wird eröffnet mit dem Pächter-Duett aus der Oper Martha, vorgelesen von den Herren Beilstein und Anton Graff; hierauf folgt das zweiactige Lustspiel von Benedix: „Die alten Römer und Griechen“ und zum Schluß wird das Banditen-Duett aus der Oper Stradella von den Herren Alex. Ross und Anton Graff gesungen werden.

Unserem Publikum wird somit morgen Abend zum letzten Mal die Gelegenheit geboten, das wieder gut zu machen, was es an Herrn Graff verschuldet hat. Mit vollem Vertrauen auf die Liberalität und den Kunstsin des Publikums übernahm Herr Graff die vorhergenannte Bühne und suchte durch tüchtige Leistungen, durch unermüdbaren Fleiß und durch eine vor-zureichliche Wahl des Repertoires den hiesi-gen Deutschen ein enges Interesse für das Theater einzufloßen. Seine Be-mühungen blieben leider erfolglos, die Vorstellungen in Hefers Garten mußten eingestellt werden, nachdem Herr Graff Alles geopfert hatte, was er in andern Städten erworben. Seine Freunde wenden sich jetzt zum letzten Male an das Publikum und werden voraussichtlich nicht umsonst an das Gerechtigkeitsgefühl der deutschen Bewohner unserer Stadt appellirt haben.

Nach der auf morgen Abend anbe-raumten Vorstellung, in welcher außer den Herren Beilstein, Wolff und Frau Maria Wolff die vollständige Truppe des Herrn Graff mitwirkt, wird ein großes Tanzfränschen im Woodland Garten stattfinden.

Im Woodland Garten findet heute Nachmittag ein großes Sacred Concert des Louisville Theater-Orchesters statt. Die Tyroler-Familie Schwemberger wird Abends ein großes Vocal-Concert veran-stalten. Diese Concerte haben bereits sich den Beifall aller Besucher erworben; heute Abend werden die neuesten Ge-langswiesen vorgelesen werden. Hr. Strube wird es seinen Gästen an nichts mangeln lassen.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter E. C. Craig.)

Sonntag, den 28. Juni.

Am Schluß der Woche ist das Polize-gericht gewöhnlich öde und leer, so war es auch heute.

Thos. Weil, welcher sich einen erschred-lich großen Affen gekauft hatte, wurde, da es das erste Mal war, gegen Zahlung von Prozeßkosten entlassen.

W. M. Creusshaw, beschuldigt, seine Familie mißhandelt zu haben, wurde vom dieser Anklage entbunden.

Am Donnerstag machte sich ein wüthem-der Siller an der Mainstraße bemerkbar und gefährdete das Leben aller Vorber-passirenden. Thos. Cool und Rich. Garrico gelang es, den Wilden der Prä-rien zu tödten. Wegen dieser Handlung wurden Beide verhaftet, vom Richter jedoch ehrenvoll entlassen.

Thomas Monahan, betrunken verhaf-tet, wünschte kein Vorverhör und zahlte für sein Vergehen freiwillig \$3.

Eugene Saunders und Dick Jones wurden wegen Tragens heimlich r Waf-fen an die Grand Jury verwiesen, um sich wegen dieses Vergehens zu verant-worten.

Wm. Davis wurde als vrdächtiger Charakter für zwölf Monate unter \$1000 Bürgschaft gestellt, welche er im Arbeits-hause abverdienen muß.

Nelson Dobbins wurde wegen Trun-kenheit um \$15 gestraft und für zwei Mo-nate unter \$300 Bürgschaft gestellt. Nach-er warbete zum Arbeitshause.

Taylor Vitto wurde von der Anklage freigesprochen, eine Fälschung von Notem begangen zu haben.

Geo. Moore, alias Willis Brown wurde wegen Einbruchs bei Nicholas Reiff unter \$600 Bürgschaft an die Grand Jury überwiesen.

Als eine ganz vorzügliche Han-delschule können wir die der Hftrm Purdy u. Smith, Jeffersonstraße, zwi-schen Clay und Hancock und Mack-straße, zwischen 17. u. 18., empfehlen, da dieselben langjährige Erfahrung in dem Fache haben. Zum besten Empfehlniß lassen wir hier einige Empfehlungen von Autoritäten folgen, welche für sich selbst sprechen:

Commercial College, }
Louisville, Ky. }

Mit Vergnügen gebe ich Zeugniß vom tem edlen Charakter und der Tüchtigkeit des Herrn Charles McManus, eines der competentesten Lehrer der Schönschrei-bekunst. Seine große Fähigkeit und der edle Zug seines Charakters, welche ihn zu einem Lehrer und Gentleman stampfen, berechtigen ihn zu dem oft ausgesproche-nen Lobe. Er ist mit seit den letzten fünfzehn Jahren persönlich bekannt, und hatte ich während seiner Zeit vielfach Ge-legenheit, mich von seiner systematischen Lehrmethode zu unterrichten.

Hr. McManus hat viel in meinem College gelehrt, und kann ich bezeugen, daß seine Schüler rasche Fortschritte mach-ten; sein genialer Humor wirkte un-verbärl auf seine Schüler und brachte sie zum Lächeln an. Durchaus ehrenhaft und von gan er Seele Lehrer, verdient er all-gemeine Anerkennung.

Gegeben in meiner College, am 29. August 1864.

W. A. Meyers, Präsident.
Louisville, Ky., 18. März 1859

Die langjährige persönliche Bekant-schaft mit Hrn. McManus erlaubt mir, mit Vergnügen von seinem moralischen Charakter und seinen Vorzügen als Gentleman Zeugniß ablegen. In seinem Fache verdient er die Patronage und Un-terstützung des Publikums. Seine Be-fähigungen sind vorzüglich und kommt er den übernommenen Verpflichtungen getreulich nach. In dem von mir con-trollirten Institute stand er dem Schreibe-fache vor und erlangte die vollkommene Zufriedenheit. Die ihm anvertrauten Schüler machten rasche Fortschritte unter seiner Instruktion.

J. J. Boyd,
Louisville Commercial College.
Louisville, 9. Juni 1857.

Seit sieben Jahren habe ich das Ver-gnügen mit Professor McManus befannt zu sein. Ich habe seine Klassen besucht und war Zeuge von den Erfolgen, die er erzielte. Er ist ein Gentleman in jeder Beziehung und einer der bestbildeten Leh-rer der Schreibekunst im Westen. Ich empfehle ihn angelegentlich allen De-nen, welche einen Lehrer wünschen.

J. H. Dney,
Principal der 2. Wardschule

Die Wistkyhändler unserer Stadt werden durch die Regulirung der Wistkysteuer auf fünfzig Centis per Gal-lone nur geringen Verlust erleiden, da die Hauptquantität des Wistky, welcher auf Lager ist, sich jetzt in Bond befindet.

Morgen Abend wird zum ersten Male im Louisville Theater das in eng-lischer Sprache übertragene Schauspiel „Die Großherzogin von Verolstein“ zur Aufführung kommen. Das genannte Stück ist das neueste Werk des bekannten Dypretencomponisten Offenbach. Die Scenerien sind brillant, das Costume maltrisch und die Musik leicht und ge-fällig. In New York ist diese Comische Oper mit ungeheurem Erfolg unzählige Mal über die Bretter gegangen.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenkapel.

Sonntag, 28. Juni 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Vorf.)

3.

Marie von Arnim.

Mit glühenden Wangen und bligenden Augen ging die Gnädige weiter, nicht nach dem Salon, sondern öffnete eine andere in der Kammer befindliche Thür und trat in das Zimmer, welches dahinter lag.

Es war ein einfaches, schmuckloses Schlafzimmer mit zwei Betten ohne Vorhänge an den Wänden, mit einem einfachen, unverzierten Toilettentisch neben dem einzigen Fenster, welches, auf eine schmale Seitengasse mündend, nur wenig Licht einbringen ließ in den langen schmalen Raum. Vor dem Toilettentisch, auf dem ein einziges Licht brannte, saß ein junges Mädchen von überraschender Schönheit. Der liebliche, kleine, ovale Kopf einer Venus, die große, schlanke, edelgeformte und feine Gestalt einer Juno. Das dunkelbraune glänzende Haar war nach der damaligen Mode der Titusköpfe in bunter und bunter Locken geordnet, durch welche ein goldener Reifen hinging, der vorn auf der Stirn in einem Schlangenschweif zusammenlief. Die Augen, diese großen blauen Augen, welche so wunderbar kontrastierten zu dem dunklen Haar, hatte sie auf den Spiegel gerichtet, und um die schönen, purpurrothen Lippen zuckte ein ödes, trauriges Lächeln, als sie in dem Spiegel ihre eigene Gestalt betrachtete, das schöne, rosiges Angesicht, die vollen, blendend weißen Schultern und Arme, die schmale, zierliche Taille, welche von dem anschließenden blauen Seidengewand noch vortrefflicher hervorgehoben ward. Sie trug keinen Schmuck außer dem Goldreife in ihrem Haar; ihr einziger Schmuck war ihre Jugend, ihre Schönheit und Anmuth, und die Thränen, die an ihren Wimpern hingen, waren kostbarere Brillanten, als man sie jemals aus der Tiefe der Erde hervorgezogen, denn diese kamen ungefügt aus der Tiefe ihres Herzens.

Sie hatte weder das Decken der Thür, noch das Eintreten der Gnädigen gehört, so sehr war sie versunken in ihre schmerzlichen Träume, und erst jetzt, da ihre Mutter dicht bei ihr stand, ward sie durch ihre Nähe aus ihren Träumen aufgeschreckt.

Was giebt es, gnädige Mama? fragte sie rasch. Sind schon Gäste da? Soll ich kommen?

Sie wollte sich bei dieser Frage rasch erheben, aber ihre Mutter drückte sie gebieterisch wieder auf den Stuhl nieder.

Heiß, Marie, es ist noch Niemand da; Lisette wird es uns melden, wenn Jemand kommt. Ich habe noch ein paar Worte mit Dir zu reden.

Das Mädchen seufzte schmerzlich, faltete ihre Hände im Schooß und ließ ihr Haupt in stiller Resignation auf ihren Busen nieder sinken. Ich ahne, wovon Sie sprechen wollen, Mutter, flüsterte sie.

Ich glaub's wohl, daß Du es ahnst, und es ist auch wahrhaftig nicht schwer, sagte die Gnädige, indem sie ihre wuchtigen, corpulenten Gestalt auf den Stuhl neben der Toilette niederfallen ließ. Ich will mit Dir von unserer Zukunft, von Deinen Pflichten reden. Es geht nicht so weiter! Ich kann dieses Leben der plattirten Anmuth nicht länger ertragen, ich will nicht länger den Demuthigungen ausgesetzt werden, die mir Schuster u. Schneider, Kaufleute und Lehnbedienten und alle die elenden Subjekte bereiten, die ein paar Groschen von mir zu fordern haben. Ein förmliches Spießrathenlaufen habe ich heute den ganzen Tag wieder erdulden müssen, und ich möchte laut jammern und schreien, so viel habe ich mich heute geärgert und gekränkt.

Arme Mutter! seufzte Marie. Ach, warum sind wir nicht in dem kleinen, ruhigen Pöhlitz geblieben, wo es uns so gut ging, wo wir mit unseren bescheidenen Mitteln ausreichten, und nicht nöthig hatten, unsere Anmuth immer aufzuputzen und zu vergolden!

Ich will es Dir zum hundertsten und hundertsten Male sagen, warum wir das gethan haben, große ihre Mutter. Ich bin mit Dir von Pöhlitz nach Dresden gezogen, weil es in Pöhlitz nur pensionirte Steuerbeamte, invalide Officiere, einige grauköpfige Gerichtsbeamte, aber gar keine jungen Herren, und am allerwenigsten gar keine heirathsfähigen vermögenden Herren für Dich gab.

Für mich, Mama? Habe ich denn niemals mich danach geseht, verheirathet zu werden?

Du vielleicht nicht, denn Du bist eine einfältige, thörichte Schwärmerin, aber ich habe mich danach geseht, denn ich habe die Nothwendigkeit erkannt, daß Du eine angemessene und reiche Partie machst.

Wenn Sie diese Nothwendigkeit erkannt hatten, Mutter, rief Marie mit ausbrechendem Schmerz, dann war es sehr grau-

sam von Ihnen, auch noch andere Männer als solche begüterte, heirathsfähige Männer in unser Haus kommen zu lassen. Wenn wir uns denn hier wirklich nur wie in einem Heirathsbureau befinden, so hätten wir nur solchen erlauben dürfen sich einzuführen, welche die nöthigen Qualifikationen dazu besaßen.

Ich sehe, Du wirst ja recht farfästisch und bitter, sagte die Gnädige achselzuckend. Du hast etwas profitirt von Deinem Umgang mit Schiller.

Marie zuckte bei diesem Namen schmerzlich zusammen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen. Sie hätten in dieser Stunde den Namen dieses ehlen Mannes nicht nennen sollen, heute nicht, da ich ihn wieder betrügen, wieder hintergehen muß.

Die Gnädige zuckte die Achseln. Laß die Empfindsamkeit, Marie. Der Monsieur Schiller ist ein recht guter u. netter Mensch, er mag auch noch außerdem ein großer Dichter sein, aber ein Egoist ist er nicht! Kann kaum so viel erwerben, um selbst nothdürftig zu leben und sich sehr schlecht und ungut zu kleiden. Wie sah er gestern wieder aus, als er uns besuchte! Du wirst es mir zugeben, daß es unmöglich ist, ihn in diesem saloppen, unordentlichen Anzug in eine Gesellschaft zu bringen, in welcher sich nur reiche Cavalier und elegante Officiere befinden.

Er ist nicht anders aus, als wie damals, Mutter, wie wir ihn zuerst bei Frau Albrecht trafen, und doch forderten Sie ihn damals auf, uns seinen Besuch zu machen. Ja, Mutter, Sie sind es, welche ihn in unser Haus gebracht und den Verkehr mit Schiller gepflegt haben.

Ich bereue es auch nicht, daß ich das gethan, sagte Frau von Arnim ruhig. Der Herr Rath Schiller ist ein angesehener und berühmter Mann, und man schmückt sich mit seinem Umgange wie mit einer Verdienstmédaille. Man beweist dadurch der Welt, daß man selber klug und geistreich ist, denn sonst würde ein so kluger u. geistreicher Mann uns ja nicht seines Umganges werth halten. Glaube mir, dieser Verkehr mit Schiller hat uns hier für unsere gesellschaftliche Stellung außerordentlich viel genützt, er hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns gelenkt und Deine Schönheit und Jugend in das rechte Licht gestellt. Die vornehmsten und reichsten Cavalier halten es jetzt für eine große Ehre, in unser Haus zu kommen, und seit sie wissen, daß Friedrich Schiller Dein Anbeter ist, möchte jeder von ihnen den Ruhm sich erwerben, dem berühmten Dichter den Rang abzulaufen und die angebetete Herzensdame des Dichters zu seiner Gemahlin zu machen. Du hast sehr viele Freier, Marie, und Du verdankst sie zum großen Theil Deinem Umgang mit Schiller.

Aber das ist eine Blasphemie, das ist ein Verbrechen! rief Marie mit hervorwürgenden Thränen.

Warum denn? lachte Frau von Arnim. Er hat uns als Vöspstie dienen müssen, um Goldstücke damit zu fangen, und ich sehe nicht ein, in wiefern man das ein Verbrechen nennen kann. Warum ist der kluge Mann so dumm, sich in Dich zu verlieben, da er doch wissen muß, daß eine Verbindung zwischen Dir und ihm ganz unmöglich ist?

Warum unmöglich? fragte Marie hastig, ihre Thränen trocknend und ihrer Mutter mit zürnendem Trop in das beschlagene Lächeln Antlitz sendend.

Warum unmöglich? Weil Du aus zu guter und vornehmer Familie bist, um einen bürgerlichen Mann ohne hervorragenden Rang und Stand heirathen zu dürfen.

Mutter, Friedrich Schiller's Rang und Stand ist höher und strahlender als alle Minister- und Grafentitel. Es giebt im heiligen deutschen Reich viele Hundert Fürsten, Grafen und Minister, aber nur Einen Dichter Friedrich Schiller. Glücklich und hochgeehrt vor ganz Deutschland wird die Frau sein, welcher Friedrich Schiller vereint seinen Namen giebt und die er zu seiner Gemahlin erhebt.

Nun meinestwegen, sagte Frau von Arnim verächtlich, nur das Eine steht fest, daß Du die Frau nicht sein darfst.

Und warum nicht? fragte Marie erglühend. Warum, wenn Schiller mich wirklich liebt und um meine Hand wirbt, warum sollte ich diese Hand nicht annehmen? Weil er nicht vermögend ist? Er trägt Millionen in seinem Haupte, und er wird sie ausmünzen. Bis dahin aber werde ich mich zu beschränken wissen. Ich habe nur wenig Bedürfnisse, und Sie wissen wohl, Mutter, daß ich es verstehe, mit dem Wenigsten mich einzurichten. Gönnen Sie es mir also, in meiner Weise glücklich zu sein, denn ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen, Mutter, ich liebe Friedrich Schiller, und wenn er mich zu seiner Frau begehrt, werde ich das glücklichste Geschöpf Gottes auf Erden sein.

Unfinn, sagte die Gnädige achselzuckend. Mir imponirt Du nicht mit solchen Redensarten. Du wirst so gut sein, Dir diese thörichte Liebe aus dem Sinne zu schlagen und dem edeln und reichen Herrn Dich zu vermählen, welchem ich Dich bestimme habe.

Mutter, rief Marie händeringend, Mutter, seien Sie nicht so grausam, haben Sie Erbarmen mit mir. Fordern Sie nicht, daß ich selbst mein ganzes Lebensglück zer-

trümmere, denn ich sage Ihnen, ich kann nur glücklich sein an Schiller's Seite.

Aber warum brauchst Du überhaupt glücklich zu sein? fragte ihre Mutter kalt. Welches Recht hast Du denn vor allen anderen Menschen auf Glück? Meinst Du denn, daß ich glücklich bin? Ich bin es niemals gewesen, und habe auch niemals mir eingebildet, daß ich ein Recht darauf hätte, glücklich zu sein. Das Leben ist eine jämlich harte Nuß, man bricht sich die Zähne aus, indem man versucht sie zu knaden, und wenn's Einem gelingt, so sieht man zuletzt nur, daß die Nuß hohl war. Es kommt gar nicht darauf an, ob man persönlich glücklich ist, sondern nur darauf, daß man seine Pflichten erfülle und seine Schuldigkeit thue gegen andere Menschen. Deine Schuldigkeit nun ist es, Deiner Mutter zu ergeben, was sie für Dich und Deinen Bruder gethan und geopfert hat. Euer Vater starb, als Ihr Beide noch kleine Kinder wart, und von der elenden Leutenantens Pension konnten wir natürlich nicht leben. Aber ich durfte Euch doch nicht hungern lassen, ich mußte Euch doch eine standesgemäße Erziehung geben, und Euch befähigen, dereinst in der Welt die Stelle einzunehmen, welche Eurem Range gebührt. Ich bedachte mich keinen Augenblick, und obwohl ich damals noch jung war, und vielleicht eine zweite, vortheilhaftere Ehe hätte schließen können, entsagte ich um Eurerwillen allen solchen Plänen, verkaufte meine schöne und prächtige Aussteuer, und zog mich mit Euch nach der kleinen Stadt Pöhlitz zurück, um in dieser Dede und Langeweile nur meinen Pflichten, der Erziehung meiner Kinder zu leben. Du weißt, daß es so ist. Nicht wahr?

Ich weiß es, sagte Marie, indem sie die Hand ihrer Mutter ergriff und sie an ihre Lippen drückte. Sie haben mit Aufopferung und Selbsterwerdung nur Ihren Kindern gelebt, und wir verdanken Ihnen Alles, was wir sind.

Es ist leider bis jetzt noch nicht viel, rief die Gnädige. Dein Bruder ist erst ein armer Secondelieutenant, der von seiner Waise nicht leben kann, und Du bist nur ein armes abeliges Fräulein, das entweder eine Gouvernante werden oder eine Heirath machen muß. Dann meine Geldmittel sind jetzt gänzlich erschöpft, ich habe nach und nach Alles, was ich an Schmuck und Pretiosen besaß, alles Silberzeug, alle Werthgegenstände verkauft; mein kleines Kleind, das Halsband, welches ich von meiner Mutter geerbt hatte, habe ich zuletzt noch fortgegeben, um für den Erlös denselben und die Möglichkeit zu sichern, hier in Dresden ein Jahr lang zu leben. Aber das Jahr geht auf die Neige und mein Geld noch mehr, wir können höchstens noch vier Wochen und vier Erhalten, dann wird das kunstvolle Gebäude unserer gesellschaftlichen Stellung über uns zusammenstürzen und Alles wird zu Ende sein. Du wirst Dir Dein Brod selber verdienen müssen, Dein armer Bruder wird bald verhungern, und Eure Mutter wird wahrscheinlich in den Schuldbüro wandern müssen, denn da ihre wohlbelagerten und klugen Pläne gescheitert sind, hat sie keine Geldmittel mehr, um die Schaar ihrer Gläubiger zu bezahlen. Dies Alles aber wird Dein Wert sein, Du wirst das Alles verschuldet haben.

Ob mein Gott, habe Erbarmen mit mir, ächzte Marie. Zeige mir einen Ausweg aus dieser Herzensqual.

Der Ausweg heißt: Gouvernante oder Gräfin, sagte Frau von Arnim ruhig. Du wirst in Deinem thörichtem Herzen verneinen, es gäbe noch ein Drittes, die Frau des Herrn Rath Schiller zu werden. Aber ich werde zu einer solchen Mesalliance niemals meine Einwilligung geben, denn eine Mesalliance ist nur zu entschuldigen, wenn sie durch außerordentlichen Reichthum vergelzt wird. Der Rath Schiller ist aber arm, und wird es ewig bleiben, denn er ist ein Idealist und kein praktischer Mann, und ich möchte wohl wissen, was ich für Vortheil davon hätte, wenn der Dichter Schiller mein Schwiegersohn wäre. Kann er mich entschädigen für Alles, was ich hingegeben und geopfert habe? Kann er mir meine Brillanten, meine Aussteuer, mein Silberzeug ersetzen? Du weißt, daß er es nicht kann und niemals können wird. Es ist aber Deine heilige und unabwendbare Pflicht, mich zu entschädigen und zu belohnen für alle Opfer, welche ich Dir gebracht, mir für meine alten Tage eine bequeme und sorgenlose Existenz zu verschaffen, die ich um Deiner- und Deines Bruders willen bis jetzt niemals gekannt habe. Du wirst den reichen Grafen Kunheim heirathen, Du wirst ihm so weit entgegenkommen, daß Du ihn ermutigst, Dir seine Hand anzubieten, und Du wirst sie dann annehmen. Ich befehle es Dir!

Aber Mutter, dies ist unmöglich, rief Marie verzweiflungsvoll, ich liebe den Grafen nicht, ich kann ihn nicht heirathen! Erbarmen, Mutter, Erbarmen! Sie sank auf ihre Kniee nieder und hob flehend ihre Hände zu ihrer Mutter auf. Ich wiederhole es Ihnen, ich liebe Friedrich Schiller.

Meinestwegen, sagte die Gnädige mit wegwerfender Miene, liebe Friedrich Schiller, aber heirathe den reichen Grafen Kunheim. Reiner Frau ist es beschieden, den Gegenstand ihrer ersten Liebe auch gleich heirathen zu können, und das Ideal, das sie im Herzen getragen, als Ehegatten an

ihre Seite zu stellen. Du wirst nur das allgemeine Loos der Frauen theilen, Du wirst Deiner ersten Liebe entfagen u. eine Vernunftheirath schließen. Ich will Dir aber zu Deinem Troste sagen, daß solche Vernunftheirathen gewöhnlich sehr viel glücklicher ausfallen, als solche mariage d'amour ohne Geld. Denn die größte Liebe des Herzens stirbt hin, wenn der Magen hungert; hingegen der brennendste Liebesthimer findet endlich seine Gene- sung, wenn man ihn täglich in einer vier-spännigen Kutsche fahren kann. Fahre nur immer in Deiner Kutsche, und gönne mir auch einen Platz darin, ich bin müde, denn ich habe mein Lebenlang auf den spitzen Steinen der Landstraße einhergehen müssen, und meine Füße sind wund davon. Marie, ich bitte Dich, mein Kind, habe Erbarmen mit Deiner armen Mutter, die so viel entbehrt und gelitten hat, habe Erbarmen mit Deinem Bruder, dessen ganze Carrière verdorben ist, wenn wir ihm keine Unterstützung gewähren können. Er wäre dann gezwungen, dem Soldatenstande zu entfagen, und vielleicht als Vohnschreiber sich an irgend einen Advocaten zu verbinden, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Marie, liebe Marie, ich flehe zu Dir, habe Erbarmen mit Deiner Mutter und Deinem Bruder. In Deiner Hand liegt unser ganzes Glück, gewähre es uns!

Sie antwortete nicht, sie lag noch auf ihren Knieen, hatte ihr Antlitz mit ihren Händen verbüllt und weinte bitterlich. Ihre Mutter schaute zu ihr nieder, ohne eine Zuckung des Mitleids oder Erbarmens in ihrem breiten, fleischigen Gesicht und ihren kleinen grauen Augen.

Nimm Vernunft an, Marie, sagte die Gnädige nach einer Pause, laß Dir das Glück Deiner Mutter und Deines Bruders mehr gelten, als die augenblickliche Caprice Deines Herzens. Entfage den kindischen Träumereien Deiner Empfindsamkeit und suche in dem Glücke Deiner Familie Dein eigenes Glück!

Woban, es sei, ich will entfagen, rief Marie, indem sie langsam von ihren Knieen sich aufrichtete. Ich will Dir und dem Bruder das eigene Glück zum Opfer bringen, nur mache ich eine Bedingung? Und die ist?

Daß alle diese Intriguen und Heimlichkeiten, mit denen Du Schiller bei uns festhältst, jetzt aufhören, daß er die ganze Wahrheit erfährt und weiß. Es sollen keine Geheimnisse gegeben werden, um ihm zu sagen, daß er nicht kommen darf, es soll nicht mit ihm geipelt werden, während man ihn doch zugleich verleugnet, er soll nicht hoffen dürfen, daß seine Werbung angenommen wird, sondern er soll wissen, daß sie zurückgewiesen wird, und wenn er alsdann nicht verschmäht, doch noch zu kommen, so soll unter der Thür ihm stets offen sein, und niemals soll mehr das Licht hier in meinem Fenster ihn zurückweisen. Dies ist meine Bedingung. Nehmen Sie sie an, so bin ich bereit, die Maske wieder vor mein Antlitz zu legen und die Rolle zu spielen, welche Ihr Befehl und die Sorge und Noth des Lebens mir auferlegt.

Nun ja, ich nehme sie an, erwiderte Frau Arnim mit busterer Stirn. Aber ich will Dich darauf aufmerksam machen, daß es doch keine großen Bedenken hat. Schiller ist von betrugem, leicht aufbrausendem Naturell, dazu fehlt ihm die aristokratische Bildung, welche jeden Ausbruch des heftigen Naturells zurückdrängt. Wenn er zum Beispiel heute Abend käme, so würde das leicht eine sehr unangenehme Scene geben, und er wäre im Stande, Dir oder mir Vorwürfe zu machen, ohne Rücksicht darauf, daß Andere ihn hörten.

Er hätte wohl ein Recht dazu, uns Vorwürfe zu machen, seufzte Marie, und ich bin entschlossen, lieber seinen Zorn zu ertragen, als ihn noch länger zu täuschen.

Ich aber bin es durchaus nicht, sagte die Gnädige, und mir sind alle solchen dramatischen Scenen ein Greuel. Aber Du mußt es, Du hast es als Bedingung gestellt, und Du mußt es denn schon annehmen. Nun aber sei auch klug u. vernünftig, u. mache, daß der Graf Kunheim sich womöglich schon heute erklärt und das Schiller Deine Verlobung als ein fait accompli erfährt.

Ich werde es so einrichten, sagte Marie mit einem zugleich stolzen und traurigen Lächeln. Sei jetzt unbeforgt, der schöne Traum ist zu Ende, und ich bin erwacht. Es ist ein trauriges Erwachen, und ich werde viel zu weinen haben, aber meine Thränen sollen Dich nicht anklagen, und wenn ich unglücklich bin, so will ich doch niemals sagen, daß Du die Ursache meines Unglücks gewesen. Gott hat es so gewollt, und ich unterwerfe mich!

Und Du thust sehr wohl daran und wirst es mir noch eines Tages danken, daß ich Dich bewahrt habe vor dem Unglück, die Frau eines armen deutschen Dichters zu werden. Nun komm, meine geliebte Tochter, laß nun allen Streit zwischen uns geschlichtet sein und gieb mir einen Kuß darauf.

Marie aber, statt sich in die geöffneten Arme ihrer Mutter zu werfen, trat langsam und still einen Schritt zurück. Nein, sagte sie, küssen Sie mich jetzt nicht, denn nur einen Judaskuß würden wir uns geben können. Wir haben Beide den Heiland verrathen und verkauft um schändlichen Mammons willen.

Oh, rief Frau von Arnim mit ergzun-

genem Lachen. Du nennst in Deiner Empfindsamkeit den Herrn Schiller Deinen Heiland?

Nein, nicht ihn, obwohl er es mir gewesen ist. Der wahre und wirkliche Heiland, das ist die Liebe, die starke, treue, echte Liebe, und an dieser sind wir Beide zum verrätherischen Judas geworden. Lassen Sie uns nicht weiter darüber sprechen, denn Sie sehen ja, ich bin entschlossen. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand, Mutter, lassen Sie uns in den Salon gehen und unsere Gäste empfangen. Aber vorher wollen wir das Licht hier verlöschen.

Ja, das wollen wir, oder vielmehr, ich werde das Licht hinaustragen in die Küche, der ein bißchen mehr Erleuchtung nicht schaden kann.

Sie nahm das brennende Licht von dem Toilettentische. Komm jetzt, meine Tochter, gehe Du in den Salon und empfang unsere Gäste, ich will nur noch einmal nach der Küche gehen, um zu sehen, ob auch Alles in Ordnung ist.

Sie verließ Beide das Schlafgemach, Marie, um sich in den Salon zu begeben, die Gnädige, um in der Küche nachzusehen, ob der neue Kaufmann die Waaren habe verpacken lassen. Er hatte es wirklich gethan, und das Antlitz der Gnädigen strahlte auf bei dieser Nachricht, denn es war ihr damit eine schwere Sorge von der Seele genommen. Sie konnte nun ja noch hinüberschicken, um sich einige Flaschen Wein von dem Kaufmann kommen zu lassen, und somit fehlte ihrer Soirée nichts mehr zur Vollständigkeit. Sie erteilte rasch noch einige Anordnungen und kehrte dann mit dem brennenden Licht in der Hand nach dem Schlafzimmer zurück.

Er darf heute nicht kommen, sagte die Gnädige still für sich, der ganze Plan könnte daran scheitern, denn Marie ist in seiner Gegenwart immer ganz wie umgewandelt, und Graf Kunheim würde dann wohl bald erkennen, daß sie ihn nicht liebt. Nein, Schiller darf heute nicht kommen, und ich werde ihm deshalb das Zeichen geben. Marie wird mir dereinst, wenn sie die reiche Gräfin Kunheim ist, dafür danken, daß ich ihr heute mein Versprechen nicht erfüllte. Ja, gewiß, das wird sie!

Die Gnädige eilte zu dem Fenster hin und setzte das Licht auf die Fensterbrüstung. Selbst! in diesem Moment erschallte von der engen Gasse herauf ein lautes Lachen, ein Lachen, welches selbst das furchtlose Herz der Gnädigen unheimlich berührte, denn es war ein hartes, höhrendes Lachen, es klang fast wie ein Spott, wie eine Drohung.

Aber die Gnädige vergaß sehr bald diese unheimliche Empfindung, denn sie begab sich jetzt in den Salon, um ihre Gäste zu empfangen, welche jetzt rasch hintereinander kamen. Frau von Arnim begrüßte sie alle mit ihrem stereotypen Lächeln, ihren höflichen Phrasen. Sie führte die wenigen alten Damen, die sie geladen, um ihrem Feste einigen Plomb zu geben, nach dem Boudoir neben dem Salon und engagirte einen invaliden Major, um mit ihm eine Partie Whist zu spielen. Dann, nachdem sie die Verabingung hatte, die alten Damen gefesselt und ihre Lästereien unschädlich gemacht zu haben für Alles, was in dem Salon geschah, kehrte sie dorthin zurück und zeigte den jungen Cavalieren und Officiere, welche denselben jetzt erfüllten, das lächelnde angenehme Gesicht einer Dame, die bereit ist, Jedem eine liebevolle und zärtliche Schwiegermutter zu werden. Auch einige junge Damen waren des Decorums wegen eingeladen, Damen mit wenig angenehmen Gesichtern, in ärmlichen reducirten, chiffonirten Toiletten, Damen, welche man als Freunddinnen zu bezeichnen pflegt, u. die nichts weiter sind, als die Holie, welche dem Brillanten noch hellere Glanzlichter verleihen. Die Freunddinnen waren die Vagabonder für die jungen Secondelieutenants, welche sich begnügen mußten mit ihrer Unterhaltung, während die höheren Officiere und die reichen Cavalier sich in einem dichten Kreis gesammelt hatten um die Göttin, welcher sie kultigten, um die schöne Marie von Arnim.

Sie war jetzt ganz wieder die strahlende Schönheit, sie zeigte ihren Anbetern ein rosiges fröhliches Angesicht, ihre blauen Augen waren glänzend und hell, und ließen nichts ahnen von den Thränen, welche jetzt nach ihrem Herzen zurückgefloßen waren. Ihre rosigten Lippen umspielte ein Lächeln, und beilere Scherzworte flatterten aus demselben Munde, der vorher so schmerzliche Worte der Klage u. der Qual gesprochen. Graf Eberhard von Kunheim war ganz entzückt, ganz bezaubert von dieser Anmuth, dieser Schönheit, seine glühenden Blicke waren unverwandt auf das schöne Fräulein geheftet, und die Fuldigungen, welche sie von allen Seiten empfing, schienen ihm ein schmeichelhafter Tribut für die Dame, welche er sich erworben, und die er jetzt fest entschlossen war zu seiner Gemahlin zu erheben. Es war sehr schön, sehr angenehm, seine zukünftige Gemahlin so gefeiert, so angebetet zu sehen, er hätte die ganze Welt zu ihren Füßen erbliden mögen, denn um so größer würde ja dann sein Triumph gewesen sein, sich der ganzen Welt vorgezogen zu sehen.

Er schaute mit stolzem Blick auf den Kreis der Cavalier, er hörte mit geschmeicheltem Ohr auf die Phrasen von Anbetung und Bewunderung, welche Alle dem

schönen Fräulein darbrachten, die bereitst seine Gemahlin, seine Gräfin sein sollte, und er beschloß in sich selber, daß er noch heute seine Werbung anbringen, noch heute es allen ihren anderen Freiern entgegen-donnern wolle: „Die schöne Marie von Arnim gehört mir! Sie ist meine Braut!“ Oh, das sollte ein Triumph werden! Ein köstlicher Triumph. Schade nur, daß der Eine nicht zugegen war, der Eine, den zu verdrängen den Grafen Kunheim gerade der schönste Triumph und die größte Ehre diente.

Mein Fräulein, fragte er, die fröhliche Conversation unterbrechend, welche Marie eben mit einigen Cavalieren führte, mein Fräulein, Sie hatten mir versprochen, mich mit Ihrem Protege, dem Herrn Schiller, bekannt zu machen? Kommt er vielleicht heute noch?

Das Lächeln erstarrte auf ihren Lippen, der Glanz in ihren Augen verdüsterte sich, wie hülflos starrte sie umher. Aber da begegnete ihr Blick dem scharfen, drohenden Blick ihrer Mutter, die zu ihr her antrat, die ihr zu Hilfe kam, u. sie fühlte, daß kein Entkommen mehr, daß sie ihrem Gesichte verfallen sei.

Ich fürchte, der Herr Rath Schiller kommt nicht, sagte die Gnädige mit ihrer behaglichen Manier.

Nein, er kommt nicht, sprach Marie ihr mechanisch nach, und von Allen Seiten tönten nun Ausrufe des Bedauerns, Lob-sprüche für den genialen Dichter, den man so sehr bewunderte, dessen neueste Gedichte man ganz entzückend, ganz charmant nannte.

Es ist wirklich schade, daß Sie uns den berühmten Dichter niemals haben produciren können, sagte Graf Kunheim mit wohlwollender Miene zur schönen Marie von Arnim, und sie zwang sich zu einem schwachen Lächeln und flüsterte: Ja, es ist wirklich schade.

Warum kommt er denn nicht? fragten einige Cavaliers die Frau von Arnim. Sagen Sie doch, Gnädige, warum kommt denn dieser Rath Schiller immer nur, wenn Sie allein sind und er sicher ist, keine Gesellschaft hier zu treffen?

Mein Gott, lachte die Gnädige, er ist so sehr vor den Menschen, wie eine Gule vor dem Licht. Wir haben ihm unser feierliches Wort gegeben, daß wir an den Tagen, an welchen er bei uns ist, niemand Anders annehmen wollen, und daß wir, wenn Gesellschaft bei uns ist und wir ihn nicht rechtzeitig benachrichtigen können, ihm ein Zeichen geben wollen, daß wir nicht allein sind.

Und Sie thun dies wirklich, gnädigste Fräulein? fragte Graf Kunheim.

Ja, wir thun es, erwiderte Marie leise. Und darf man fragen, worin es das Zeichen besteht, welches dem menschlichen Dichter kündigt, daß andere ergebene Sterbliche seiner Göttin genahet sind?

Oh, es ist ein Geheimniß, rief Frau von Arnim rasch. Ich will es Ihnen sagen, Herr Graf. Das Zeichen besteht darin, daß wir in das Fenster unseres Toilettenzimmers ein Licht stellen. Sobald er dies Licht sieht, wendet er um und kehrt unserm Hause den Rücken.

Demzufolge, wenn ihm kein Licht auf-geht, dann kommt er? fragte Graf Kunheim rasch.

Ja, gewiß, lachte die Gnädige, dann kommt er.

Wenn also heute kein Licht im Fenster fland, so käme er heute?

Sicherlich, denn er schwört ja immer, daß er eigentlich nur lebt und denkt und dichtet, wenn er meine Tochter sieht. Sicherlich wäre er heute gekommen, wenn ich ihm das Zeichen nicht gegeben hätte.

Aber, Mutter, rief Marie unwillig, Sie irren, wir haben ja heute kein Zeichen gegeben.

Kein Zeichen gegeben? wiederholte Graf Kunheim rasch. Sie haben ihn also geladen, und er ist ausgeblieben?

Nein, nein, Herr Graf, rief Frau von Arnim eifrig, er ist ausgeblieben, weil ich ihm das Zeichen gegeben.

Nicht doch, meine Gnädige, sagte eine ruhige, kalte Stimme hinter ihr. Sie haben ihm wohl das Zeichen gegeben, aber er ist dennoch gekommen.

Schiller! rief Marie erschrocken und dennoch lächelnd und mit strahlenden Augen. Sie wollte vorwärts eilen, ihm entgegenzutreten, ihm die Hand reichen, aber ihre Mutter hatte ihre breite, tolle Ge-stalt zwischen Marie und den Dichter ge-schoben und schaute ihn jetzt an mit dro-hender und tropfender Miene, als wolle sie ihm sagen, daß sie ganz bereit sei, den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Siehen Sie mir herzlich willkommen, Herr Rath Schiller, sagte sie mit stöner Stimme. Sie zeigen uns wirklich eine große Ehre, und wir freuen uns, Sie endlich einmal auch an einem Gesellschafts-abend bei uns sehen zu können. Alle diese Herren werden sehr glücklich sein, Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können, denn eben, als Sie eintraten, sprachen wir von Ihnen, und alle diese Herren bedauerten es sehr, daß Sie nicht hier an-wesend seien, und —

Ich weiß es, unterbrach sie Schiller, des-sen Antlitz bleich war wie Marmor, dessen Stimme zitterte, ich weiß es. Ich habe Alles gehört, denn ich stand schon eine Zeit lang dort in der Thür, aber Sie führten eine so lebhaft Unterhaltung, daß Niemand mich bemerkt hat, und ich

konnte daher Alles beobachten und Alles hören.

Dann werden Sie gehört haben, mein Herr Rath, sagte Graf Kunheim, sich ihm nähernd, daß wir Alle von dem lebhaften Wunsche befeuert waren, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich schäme mich glück-lich, daß dieser Wunsch jetzt erfüllt wird, und erlaube mir, mich Ihnen selbst vor-zustellen. Ich bin der Graf von Kunheim.

Schiller aber schien die Hand nicht zu sehen, welche der Graf ihm entgegenstreckte, sondern verbeugte sich nur kalt und ließ dann den Blick hinübergehen zu Ma-rie, welche sich zurückgezogen hatte und bebend, mit hochlopfendem Herzen in der Fensternische stand. Welch ein Blick das war, den er auf sie testete, welcher ein zorniger, vorwurfsvoller, verachtender Blick! Aber seine Lippe blieb stumm, und als er jetzt das Auge wieder von ihr wandte, hob er das Haupt stolzer empor, und ein höf-liches Lächeln suchte um seine schmalen, fest zusammengepressten Lippen.

Mit diesem Lächeln wandte er sich den Cavalieren zu und begrüßte sie mit einem stolzen Neigen seines Kopfes, wie ein Kö-nig, der die Huldigungen seiner Unterthanen empfängt.

Sie haben mich zu sehen gewünscht, meine Herren, sagte er, da bin ich. Nach dem Gespräch, welches ich hier vorher mit meinen Willen beaufschte, hielt ich es für meine Schuldigkeit, mich Ihnen für einen Moment bemerkbar zu machen, um einen kleinen Irrthum zu berichtigen, den Frau von Arnim Ihnen mitgetheilt hat.

Einen Irrthum? fragte die Gnädige, ein wenig verwirrt. Ich weiß in der That nicht, was Sie meinen.

Ich werde es Ihnen sagen, meine gnädigste Frau. Sie sagten diesen Herren hier, ich sei so sehr vor den Menschen, wie eine Gule vor dem Licht. Das ist aber nicht der Fall, und ich bitte die anwesenden Herren, dies nicht zu glauben. Ich bin nicht sehr, und ich hasse die Menschen nicht, sondern ich liebe sie, und habe Ehr-furcht vor jedem Menschenansichte, denn der Geist Gottes strahlt uns aus jedem Menschenauge entgegen. Ich liebe die Menschen, und selbst die Schmeicheleien, welche sie mir zuweilen bereiten, und die Ent-täuschungen, die ich erfahre, sollen mich niemals irre machen in meinem Glauben an die Menschheit, und —

Oh Schiller, rief Marie, aus der Fen-sterische hervortretend und nicht mehr im Stande, ihre tiefe Bewegung zu verbergen, Schiller, geben Sie mir Ihre Hand, sagen Sie mir —

Mein Fräulein, unterbrach er sie kalt, Ihnen habe ich nichts mehr zu sagen, nur diesen Cavalieren hier! Ich möchte in Ihren Augen nicht für einen närrischen Misanthropen gehalten werden, meine Herren, und darum erlaube ich mir, nun einen zweiten Irrthum der Frau von Ar-nim zu berichtigen. Sie hat Ihnen ge-sagt, daß ich es ihr zur Pflicht gemacht, mich durch das Zeichen des im Fenster schimmernden Lichtes zu benachrichtigen, wenn hier oben bei den Damen Gesell-schaft versammelt sei, weil solche mir lä-sig und widerwärtig wäre. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Sache verhält sich umgekehrt. Diese Damen, und na-mentlich das Fräulein Marie von Arnim, haben mich ersucht, nur dann hierher zu kommen, wenn das Fenster dunkel bliebe, dagegen sie niemals zu besuchen, wenn in dem Fenster ein Licht fland. Fräulein von Arnim —

Schiller, unterbrach sie ihn mit lauter, zitternder Stimme, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, Schiller, ich beschwöre Sie, geben Sie nicht weiter!

Fräulein von Arnim erklärte mir auch, warum sie dies wünsche, fuhr Schiller fort, als habe er die lebende Stimme Mariens gar nicht gehört, als fühle er nicht den Druck ihrer zitternden Hand. Fräulein von Arnim sagte mir, daß an den Aben-den, an welchem sie mit das verabredete Zeichen geben würde, bei ihrer Mutter sich immer nur ein Kreis der nächsten Fam-iliemitglieder und Verwandten versammle, und in diesen Kreis dürfe sie keinen Frem-den einführen. Meine Herren, ich freue mich, in Ihnen Allen die lieben Vettern und Onkels des gnädigen Fräulein begrü-ßen zu können, und ich bringe dem gnä-digen Fräulein meinen Glückwunsch dar zu dem glänzenden engsten Familienkreise.

— Es bleibt mir nur noch übrig zu sagen, weshalb ich es gewagt habe, hier einzutreten, obgleich wegen der Anwesenheit des engsten Familienkreises das Licht im Fen-ster aufgestellt war.

Aber es fand kein Licht im Fenster, rief Marie außer sich, es ist ein Irrthum! Ich wünschte, daß Sie heute hierher kommen möchten, und ich habe deshalb ausdrück-lich mit der Mutter verabredet, daß —

Das Licht war da, unterbrach sie die Gnädige, ich hatte es aufgestellt, ich! Still, unterbrach den Herrn Rath nicht; er sagte ja, er hätte noch etwas übrig, das er uns sagen wolle. Gaben Sie fort, Herr Rath! Weshalb sind Sie gekommen trotz des verabredeten Zeichens?

Weil ich wissen wollte, was dieses Licht in Wahrheit zu bedeuten hatte, sagte Schil-ler ruhig und würdevoll. Sie sehen, meine Gnädige, ich fürchte das Licht nicht, und ich suche die Wahrheit, obwohl ich beken-ne, daß die Wahrheit ist, welche ich heute gefun-den habe. Aber der Mensch muß sich re-

signiren, muß den Muth haben, der Wahr-heit ins Angesicht zu schauen, selbst wenn sie für ihn das Haupt der Medusa wäre. Ich habe sie geschaut, und es scheint mir fast, als müßten die ewigen Götter mir ein wenig von der Kraft des Perseus verliehen haben, denn Sie sehen wohl, ich bin nicht in Stein verwandelt, ich leide noch. Und nun, da ich die Irrthümer der gnädigen Frau berichtet habe, nun bitte ich um Ver-zeihung, daß ich gewagt, einen ernstlichen Schatten über Ihr heiteres Fest zu wer-fen. Es wird das letzte Mal sein, daß ich es gethan! Leben Sie wohl, meine Da-men!

Er verneigte sich leicht, aber er warf nicht einen einzigen flüchtigen Blick mehr auf das schöne Fräulein Marie von Ar-nim, er sah nicht, wie sie ohnmächtig zu-sammenfiel, wie Graf Kunheim sie in sei-nen Armen auffing, sie leicht in denselben emporhob und nach dem Divan hintrug, in welchen er sie sanft und mit zärtlicher Sorgfalt niedergelassen ließ, während die Freundinnen mit Riefen und Schreien herbeileiten, um die Ohnmächtige wieder zum Leben zu erwecken.

Nein, Friedrich Schiller sah das nicht, er schritt langsam durch den Salon und durch das Vorzimmer nach dem Ausgang hin. Neben der Thür stand das lebendige Beispiel und blickte mit dem Ausdruck un-ausprechlicher Bewunderung zu der ho-chen schlanken Gestalt des Dichters auf, welcher seine beiden Lieblingsstücke, die Räuber und den Fiesco geschrieben, vor dem er hätte niederknien und ihm die Füße küssen mögen zum Dank dafür, daß er die Gnädigste so beschämt hatte.

Oh, Herr Schiller, großer Herr Schil-ler, murmelte er, während er sich beeiferte, dem Dichter die Thür zu öffnen. Sie sind nicht der Einzige, welchen Sie betrogen hat. Auch mich hat Sie betrogen, auch ich bin ein lebendiges Beispiel ihrer Hinterlist. Aber warten Sie nur, erhabener Dichter, warten Sie nur, ich werde nicht bloß mich, ich werde auch Sie rächen, Herr Schiller. Ich werde die Stücke noch größer schnei-den, und die Pute soll kaum herum rei-chen, nicht halb herum reichen! Ich will uns Beide rächen, mich und Schiller!

Er hatte nicht ein Wort gehört von dem, was der Leonhardt sagte; an ihm vorbei, die Treppe hinunter, auf die Straße war er gerannt, und da fand er einen Moment still, schaute hinauf zu den erleuchteten Fenstern, schaute, bis seine Augen ver-dunkelt wurden von dem Schleier der Thrä-nen, die sich wider seinen Willen in seine Augen drängten. Als sie heiß und bren-nend über seine Wangen niederfloßen, schrak er zusammen und schüttelte das Haupt in zornigem Schmerz, und drückte die Häufte gegen seine Augen, daß sie nicht mehr weinen sollten, nicht eine ein-zige Thräne mehr! Fort! Fort von diesem Hause! Fort!

(Rückgang folgt.)

Liebeserklärung.

Laß mich am Rectarselbe nippen, Mädchen, sprich: „Ich liebe Dich!“ In einem „Ja“ von Deinen Lippen liegt eine Welt des Glücks für mich! Du Süße könntest baldigst füllen Mein ungeheures Herzensweh, Mit Deinem Händchen möcht ich füllen Auf's neu' mein fränkisches Portemonnaie.

Bei ihrem ersten Einmarsch in Schles-wig-Holstein hatten die Deserteure natürl-lich sehr oft die Gelegenheit, das be-kannte Lied „Schleswig-Holstein meern-um-schlungen“ zu hören. Das Lied gefiel ihnen besser, als sie es verstanden. So traf einige Tage nach ihrem Einmarsch ein Deserteurer seinen Kameraden mit der Karte von Schleswig-Holstein so be-schäftigt, daß er kaum den Gruß erwi-verte.

„Was suchst Du denn?“ fragte endlich ungeduldig der Besucher? „Jetzt schau!“ war die Antwort, „dies ist Lurich, Schleswig find i, Holstein find i — aber Meerumschlungen freig i nit raus.“

Thoures Verprechen. Eine Miß Josephine C. Fresh, in dem blühenden Alter von 16 Sommern, erwirbt neulich einen Urtheilspruch auf \$2,500 zu ihren Gunsten von der Mustang County, D., Court, gegen J. P. Kriegbaum, einen Mann von 35 Jahren, wegen des Bruch-ses seines Verprechens, sie vor etwa ein-nem Jahre heirathen zu wollen — während das Mädchen zwischen 14 und 15 Jahren alt war. Es wurden 32 Zeugen in dem Falle abgehört.

Aus der Schulküche. Es klingelte während des Unterrichtes an der Schul-thüre.

Der Lehrer eilte ans Fenster, um hin-unter zu sehen. In seinem Eifer bemerkte er nicht, daß das Fenster nur halb aufge-zogen war — und rief unsanft seinen Kopf an. Darüber lachten einige Knaben.

Kergerlich fragt der Lehrer, wie sagt man, wenn Jemand über fremdes Miß-geschied sich freut? Er wollte „schaden-froh“ hören.

Keine Antwort. Endlich fand ein kleiner Knabe auf und deklamirte allen Ernstes: „Nähele ein Tier im Scherz, Denn es fühlt, wie Du der Schmerz.“

Klauber's
Photographisches Atelier
Marktstraße, zwischen zweiter und dritter Str.

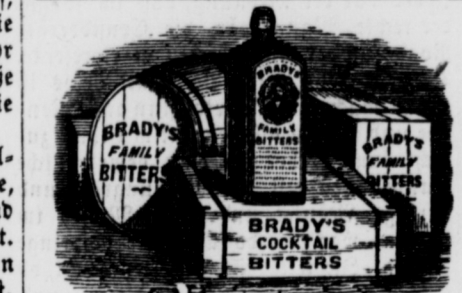
Herrman C. Ries,
Merchant Tailor

102 Jeffersonstraße,
Südseite, zwischen Floyd und Preston,
Louisville, Ky.
Umkleungen werden nach der neuesten Mode geschmackvoll und dauerhaft ausgeführt.

J. Kooper,
Fabrikant von
Hüten,
Kappen
und
Pelzen,

und Händler in
Strohwaren, Regenschirmen, Spa-
zierstöcken u. s. w.,

122 Ost Marktstraße, zwischen Floyd u. Preston,
und 651 Marktstraße, zw. 16ter u. 17ter.
Reparaturen und Reizen werden in kürzester Zeit
erfolgt.
Alle Arten Helle wie den gegen Haar gefärbt.
Alle Herren-Läster erhalten einen angemessenen Ma-
ß.



Everybody takes It!
Brady's
Familien Bitters!!

Gegen
Dyspepsia,
Dysenterie,
Gaumen- und
Cholera Morbus;
und für
Lungen und Leber-Leiden
hat es nicht seines Gleichen!
Es ist ein köstliches Hausmittel gegen
Kaltes Fieber
zu haben in allen Apotheken, Groceries und Händler
überhaupt.
H. J. Brady
D. C. Brady u. Co.,
No. 42 Vierte Straße, Louisville, Ky.

Verbesserung von Leder.

Ich habe eine Erfindung gemacht und dieselbe auf sieben
Jahre patentirt, um jede Art Leder, als Ochsen-,
Pferd-, Schaf- und jede andere Art Leder, gänzlich wasser-
fest, gelblich und dauerhaft zu machen. Der Prozess
ist sehr einfach, billig und kann in kürzester Zeit dem Leder
mitgetheilt werden. Ich beabsichtige für eine Anzahl Staa-
ten mein Patentrecht zu verkaufen. Hier bietet sich eine
gute Gelegenheit um auf leichte Weise ein profitables Ge-
schäft zu machen.
August Bertram, Erfinder.
Man wende sich an Advokat W. Bullitt, State Street
mit 15
New Albany, Ind.

**Elegante Kleiderbesatzung
für Damen!**

Ich erlaube mir eine reichhaltige Lager von nachstehen-
den Artikeln, die ich zum niedrigen Preise offerire:
Seidene und gewirkte Fransen,
Seidene und Perlen-Befeh,
Schnüre und Quasten,
Knöpfe von allen Sorten,
Gold- und Silber-Fransen und Sterne,
u. s. w.
No. 265

Mad. D. Nubel,
115 vierte Straße, zw. Markt u. Jefferson

Geschäfts-Verlegung.

George Quackel u. Bro.,
Händler in

Groceries, Produkten u.,
Broadway und Hamiltonstraße,
(nahe Hamilton's Park, 1/2 Square oberhalb Chetys)
Wir erlauben uns darauf aufmerksam zu machen, daß wir
unser Geschäft vom Broadway, zwischen Clay und
Chetys, nach dem nun Platz verlegt haben, wo wir
mit neuen der Aermlichkeit anfertigen.

Broadway Gewaage
angebracht haben und Ihre Gewicht auf das Genauere anzei-
gen. Da unsere Waage ganz correct ist, so werden man sich
an uns, wenn man genauere Gewicht haben will.
George Quackel u. Bro.,
Broadway, 1/2 Square oberhalb Chetys
m. 275

Jacob Schmitt,

En-Gros- u. Detail-Händler in

Hardware u. Cutlery

Stangen-Eisen

Nägel u. Stabl,

Schwarzblech und Flamm-Eisen,

Pflug-Materialien,

Pittsburg Wagen-Springs, Achsen

Spring Verch Co.'s Wagen

Springs und Achsen,

Wagen-Raben, Speichen und Felgen,

Schmiede, .

Wagner, Schreiner- und

Küfer-Verzeugen,

Sau- und Möbel-Schreiner-Materialien,

u. s. w., u. s. w.,

No. 99 Marktstr., Nordf.

zwischen dritter und vierter,

Louisville, Ky.

Den obigen Artikel habe ich stets ein großes und ansehn-
liches Lager an Hand, und verkaufe, dieselben zu
den billigsten Marktpreisen.



B. F. Avery's

Louisville

Guß- und Stahl-Pflüge

— und —

Stahl Cotton Scrapers

mit gehärteter Schneide.

Ich lege darauf eingerichtet, alle Beschreibungen auf meine
ausgezeichneten Pflüge und Stahlerne Scrapers
prompt und in solcher Weise auszuführen, daß Jedermann
befriedigt wird.

Nur solches sind die besten von mir verfertigten
Pflüge, welche meinen Namen auf dem Pflugbal-
len und der Pflugschar eingebrannt haben.

Office und Fabrik:

Ecke von Main und 13. Straße.

mit 13 13 Louisville, Ky.

N. Fischwenger,

No. 175 Marktstraße, Nordseite, zw. Preston
und Jacksonstraße.

Fabrikant und Händler in

Allen Arten Korbwaren.

Dem Publikum die ergebene Anzeile, daß
ich darauf eingerichtet bin, Beschreibungen auf
Korbwaren aller Art entgegen zu nehmen
und schnell und billig auszuführen. Mit
obigem Geschäft habe ich einen

Variety Store

verbunden, worin ich stets vorräthig habe: eine reiche
Auswahl von Galanteriewaren, Haarbürsten, Kämmen,
Portemonnaies, Spielzeugen, Spielzeugen, Damen-
Kleider und Schmuck, Uhren, Herren Spielzeugen
leber, Leber und sonstige Puppen, Kinderwagen-
Buggies, Schiedleren, Schiedleren mit und ohne
Gitarre, Perlenarmen, mediant der Spielwaren, Platte
für Kinder, Spielzeugen u. s. w. Alle diese Artikel werden
25 Cts. billiger verkauft als in irgend einem Hause der Stadt.
Außerdem habe ich eine große Auswahl von Weinen
für Kinder und Spielzeugen sowie vorräthig.
Schnell und zuverlässige Bedienung, verprochen, bitte
um geneigten Besuch.
N. Fischwenger,
No. 175 Marktstraße, zwischen Preston und Jackson Straße

Neues Liquor-Geschäft.

Wolff & Schimpeler,

Händler in importirten und einheimischen

Weinen, Whisky, Brandy,

Airschen- und Zwischenschwaffer,

Holl. Gin, echtes Olivenöl, Cigarren,

Label u. s. w.,

Südwestliche Ecke der dritten und Marktstraße
mit 13 13 Louisville, Ky.

John Rubband, Jacob Müller,

Rubband & Müller,

Wholesale und Retail-Händler in

Groceries und Produkten,

No. 198 Marktstraße, zw. fünfter und sechster.

Wir bedauern uns, unsere Freunde und den Publikum die
Wünsche zu machen, daß wir ein solches Lager von
completem Assortiment aller Arten Groceries vorräthig ha-
ben und dieselben zu den billigsten Preisen verkaufen werden.
Schnell und zuverlässige Bedienung wird zugesichert.
N. Rubband & Müller,
No. 198 Marktstraße, zwischen fünfter und sechster

Doale Holz-Tras.

75 Dugan's Holz-Tras, angebracht, mit
und billig zu verkaufen bei
Orrin Rawson, No. 23 Markt.

Kirschen- u. Zwetschenwasser
sowie den feinen **Cognac** selbst importirt, welche ich für
Hausgebrauch und Gasthäuser bestens empfehle.
Georg Hermann,
1233 do dritte Straße, zwischen Rhein und W

Das fehlte Dad. Ein Arzt verordnete einem Kranken Bäder. Er befolgte diesen Rath. Nach einigen Tagen fragte ihn der Erste: Wie haben Sie die Bäder gefunden? Etwas feucht war die Antwort.

tausch von politischen Meinungen, Tauschen, Späßen, Gelächter und fröhlichen Liedern. Sie erkannten, als sie auseinander gingen, einstimmig, daß sie nie einen angenehmeren Abend zugebracht hätten, und wünschten sich Muth dazu, ein solches Fest festgesetzt zu haben.

Herbst reif und gemäßig, seinen Winter
alt, aber nicht zu eifrig. Er sah wie in
einem Spiegel alle seine elf Freunde, Ei-
nen nach dem Andern hinübergehen in die
Ewigkeit. Er fühlte ganz seine einsame
Stellung, denn er hatte nie geheiratet.

Atrobat. Ein amerikanisches Atrobat kündigt an, daß er auf einem nur fünf Linien breiten Seile tanze und so hoch spränge, daß er sich zuweilen selbst in der Luft langweile.

(Einziger für Amerika vom Verfasser erlaubter Abdruck.)

Die Gräber Ägyptens.

Eine Skizze von W. Bindler.

Wenn Jemand eine Geschichte der Gräber Ägyptens schreiben wollte, so müßte er eine Geschichte des Landes selbst schreiben. Ägypten ist, im vollsten Sinne des Wortes, ein Land der Toten, welches der Nil dem großen Grabe der Wüste abgetrennt hat. Man kann in Ägypten keine Schritte gehen, ohne an den Toten erinnert zu werden, man kann Ägypten nicht kennen lernen, ohne seine Mausoleen zu studieren. Ägypten ist das Land des Totenkultus und nichts hat sich durch die Jahrtausende so wohl erhalten, als seine Gräber, seine Mumien. Eines der sieben Weltwunder — die Pyramiden von Giseh — sind nichts als Gräber; die kunstvollen Felsenkammern von Amarna, das Zeräpne von Sakarah sind Gräber der Könige und heiligen Stiere. Das ganze Volk der Pharaonen, vom König herab bis zum Saubirten, scheint nur von dem einen Gedanken besessenen gewesen zu sein: zu sterben und anständig begraben zu werden. Daher die Mumienlager von Dhan, die gefüllten Katakomben von Memphis und Teben, die Grabtempel, die Königsgräber, die fast ausgehöhlten und mit Leichen vollgestopften Nillgebirge, die Pyramidenfelder, welche sich von Delta bis tief in Nubien erstrecken u. s. w.

Die bedeutendsten und wahrscheinlich ältesten Grabmäler Ägyptens und vielleicht der Welt sind die Pyramiden, unter welchen die des Chufu (Cheops) oben steht. Sie wurde zur Zeit Josephs unter der VI. Dynastie erbaut und Herodotus wunderte sich zumeist über die vielen Zwiebeln, welche bei dieser Veranlassung von den Arbeitern gegessen sein sollen. Nach Cheops machte sich, unter derselben Dynastie, Chafra (Chephren) unsterblich, indem er eine zweite, etwas kleinere Pyramide daneben baute und diesem folgte Mencherinos (Menfer), der sich die sogenannte Diamanten, [kleine] Pyramide errichten ließ. Diese drei Pyramiden bilden die Gruppe von Giseh und sind gleichzeitig die größten u. wohlbehaltensten des Landes.

Gleichzeitig mit diesen Pyramiden entstanden die Königsgräber Oberägyptens, in welchen sich die Thebaischen Herrscher beisehen ließen.

Mit diesen riesigen Grabbauten scheint der Wahnsinn in Ägypten seinen Anfang genommen zu haben und der Unsterblichkeitseifer fuhr plötzlich in alle Kassen.

Kaum befieg ein Pharaone den Thron von Gottesgnaden, kaum hatte er seine Krone vom Tisch des Herrn genommen, so berief er seine Baumeister und ließ seine Grabkammer errichten, um welche dann Steinmäntel gelegt wurden, damit die allerhöchste Mumie dermalenst nicht den Schnuppen bekomme. Lebte nun seine Majestät lange, so kamen viele Steinmäntel um die Grabkammer und die Pyramide wurde mit jedem Jahre größer und größer; vielleicht in einem ähnlichen Verhältnis, wie der Schatz immer größer und größer geworden, welchen Louis Napoleon bei der englischen Bank für seinen Prinzen deponierte. So wie der König nach horten die Bauten auf, die Leiche wurde in die Pyramide geschoben, der Zugang vermauert und mit dem Ausruf: „le roi est mort, le roi moura!“ ging man hurtig an das Grabmal für seinen Nachfolger. Das ist der Grund weshalb man soviel kleine, unvollendete Pyramiden in Ägypten findet, denn die weisen Götter bescheerten nicht allen Herrschern ein so langes Leben wie dem braven Cheops, wahrscheinlich weil sonst die Zwiebeln, der Nachwelt nur aus der Tradition bekannt geworden wären, wie die Totenstübchen.

Wenn sich nun die Könige solche Gräber bauten, so konnte es nicht fehlen, daß ihre getreuen Hofschranzen auch Lust bekamen anständig gebettet zu werden und daher entstanden die Katakomben und Grabkammern in der Nähe der meisten Pyramidenfelder. Hier ruhten die in Demuth erstorbenen Hofschranzen, um beim jüngsten Gerichte gleich in der Nähe der geheiligten Majestät sein zu können.

Da die Menschen nun, nach Carl Vogt, nichts weiter sind, als höher organisierte Affen, so machte das brave ägyptische Volk die Mode des Hofes mit, ließ sich den Leib voll Erdpech hängen u. in einem Sarkophag von Sycomorenholz legen, wenn es Geld hatte. Wo das Geld fehlte, schichtete man die Leichen umwickelten Mumien im Wüstenlande neben u. übereinander auf, bis in Ägypten eine Knochenammlung entstand, die für sämtliche Jüderfabriken der Welt 100 Jahr ausreichen würde, um damit ihr Fabrikat zu raffinieren. Die ägyptischen Raffinerien benutzten auch wirklich die Mumienlager bei Sakarah zu diesem Zweck schon seit Jahrtausenden und noch merkt man nicht, daß dieselben abnehmen.

Als nach den Pharaonen andere Zeiten und andere Sitten kamen, bezielten die neuen Herrscher des Landes das Verlangen posthum fortzuleben bei.

Finden sich in Ägypten auch keine Gräber der Perser vor, welche 525 v. Chr. unter Kambyses zerstört in das Land einfielen: haben auch die Ptolemäer (323 v. Chr.) und die Römer (30 v. Chr.) keine Mausoleen hinterlassen, so bauten dafür um so lebhafter die Araber [639

n. Chr.]; die Chalifen [688 bis 1161 n. Chr.]; die Mameluken [im XIII. Jahrhundert] und die Jesuiden [1174 bis 1382 n. Chr.] ihre Grabdenkmäler in Ägypten und nahmen noch den kleinen Raum vollends ein, welcher für die Lebenden im Lande des Todes offen geblieben war.

Wenn man die Anzahl der Mumien berechnet, welche seit Jahrtausenden im Boden Ägyptens verscharrt wurden; wenn man die blutigen Kämpfe bedenkt, welche mit den Türken (1517), mit den Franzosen [1798—1801] mit den Mameluken Bess (1811) und seit Alexander [332 v. Chr.] bis Saladin (1139 n. Chr.), auf ägyptischen Boden stattfanden, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn ich das Land, eine Arena des Todes nenne und von ihm behaupte, daß es in ganz Ägypten nicht einen Zollbreit Sand giebt, der nicht mit Blut besetzt wurde, der nicht Leichen bedeckte.

Von den Pharaonen ist, wie bereits oben angedeutet, der Totenkultus auf die Mameluken übergegangen und nächst den Pharaonen bauten diese in Ägypten die prachtvollsten Grabmäler. Noch heute errichtet man in Ägypten und der Türkei, frommen Schais kleine Mausoleen, die besonders heilig gehalten werden und Mameluken scheint die Sitte, Tote in ausgemauerten, geräumigen Grabkammern beizusetzen, den alten Ägypten nachgemacht zu haben.

Jedenfalls haben die direkten Nachkommen der Pharaonen, die christlichen Copten, diesen Gebrauch noch heutigen Tages und ich bin einmal nicht wenig stolz, als ich, bei Untersuchung eines coptischen Hauses, das ich bezogen hatte, unter meiner Mandarbar, ein Grabgewölbe entdeckte in welchen drei Särge standen.

Die Geschichte Ägyptens hat seine drei Perioden gehabt. Ich rechne zu der ersten Periode die alte ägyptische und lüdenhafte Geschichte der Pharaonen; zur zweiten Periode das rohe und ritterliche Mittelalter, von den Persern bis auf die Mameluken, und beginne die Neuzeit mit der Türkenherrschaft von 1517 an.

Die Grabmäler der alten Zeit eingehender zu schildern, behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor und erlaube mir nur, zum Schluß dieser Skizze, die Leser zu einer Gruppe von Grabtempeln aus der Zeit der Mamelukens zu führen, welche Bauwerke entschieden interessanter sind, als diese regulären, profanen positiven Spitzsäulen, mit welchen die Pharaonen ihre erhabenen Unterthanen zu Tode bauten, bloß um sie schneller zu heißen Glückseligkeit des Mumienbegrabs und posthumen Fortbestehens zu verhelfen.

Diese Grabmoscheen, im maurischen Style erbaut, liegen ganz nahe bei Cairo am Rande der Wüste. Seit hundert Jahren von Jahren wehte der glühende Chamisin (stürmische Wind) über sie hin und ihre einzige Pracht ist zerfallen. Ihre Zwiebeln, welche den Halbmond trugen, brachen herab, die Mosaik ihrer Kuppeln bröckelte herunter, und in ihren Gewölben haust der biffige Schakal. Sie gewährt ein sonderbares Bild diese todte Stadt! Von dem grauen Wüstenlande und den nahen felsigen des Wüstenlands reflektiert die heiße Sonne Ägyptens und sein lebendes Wesen ist zu sehen, außer einigen wilden Hunden, die lebend und matt herumstreichen, außer einigen Geiern, die freudig aus murrendem Höhe herabschauen und einigen grauen Greifsen, die gedankenschuell auf dem branddürren Wüstenboden dabinjagen. So weit das Auge reicht, sieht man nichts, als drei Fuß hohe, gelbliche Steine, die wie Totenfingerringe aus dem Boden ragen, unter jedem schlummert ein moderner Araber; ihre Zahl ist Million. Ueber alle hinaus ragen mit ihren 200 Fuß hohen Thürmen die Mausoleen der Mameluken auf, es sind die Kirchen der toten Stadt. Betritt man die Tempel der Verstorbenen, so weht es uns wie ein eisiger Hauch des Jenseits entgegen. In den verstaubten Säulenhallen, wo man vor Zeiten für die Verstorbenen betete, flirrt der Fuß auf dem Mosaik Boden, in den finstern Thürmchen schwirrt die Fledermaus und auf dem Allerheiligsten, dem Grabe des Verstorbenen, ruht ein ewiger Schatten. Die schwer mit Gold durchwirkte Dede auf dem Sarge ist verstaubt, verblüht und man wundert sich, daß sie überhaupt noch da ist, noch nicht zu Asche zerfallen, wenn man die geschwäppte Araberin von ihrem mehr als fabelhaften Alter reden hört. Arme, recht herzlich arme Araber, bewohnen diese Heiligthümer der Toten. Ganze Familien werden darin geboren und sterben darin wieder aus, wie Vianen und Jarrenkräuter aus dem toten und gebrochenen Stamm der Platane aufschließen und wieder absterben.

In der toten Stadt wohnt außer den Genannten noch das Echo. Es klingt, wenn du sie einjam durchschreitest, als verfolge dich Jemand auf den Fersen und bist du gewohnt laut zu denken, dann erzählt dir das Echo so laut und klar deine Gedanken, daß du zusammenbeißt und denkst, es ahme, im alten Gemäuer verborgen, Jemand deine Stimme nach.

Wir haben gar manchmal in den Schattenden der geborstenen Räume gerührt und manchen Vers in dieser Grabereinsamkeit geschrieben und manche Hoffnung unter ihnen gezeugt. Diese Gräber sind so fried-

lich, sie erinnern so wenig an den Verwesungsprozeß, daß, wenn es begraben sein muß, wir am liebsten im Wüstenlande Ägyptens ruhen möchten.

Die Tragödien des modernen Lebens.

Abermals wird aus einer unserer neuen Weltstädte, aus Berlin, ein herzzerreißendes Ereignis aus bürgerlichen Kreisen berichtet, welches wiederum einen tiefen, Entsetzen und Abscheu erregenden Blick in die mehr und mehr um sich greifende Demoralisation gestattet: vierfacher „Selbstmord“ in der Familie des Handlungsagenten Seidel. Diese Familie, heißes, hatte einst in guten Verhältnissen gelebt; Seidel war in früheren Jahren in der Provinz ein angesehener Geschäftsmann. Verunglückte Speculationen hatten ihn heruntergebracht, und er siedelte darauf vor etwa zwei Jahren nach Berlin über, ohne dadurch seine Lage zu verbessern. An Entbehrungen nicht gewöhnt, wurde es ihm schwer, sich in die beschränkten Verhältnisse zu fügen. Während die Frau bemüht war, durch Wirtschaftlichkeit und verdoppelten Fleiß dem Unglück die Stirn zu bieten, vermochte er dem Comfort seines früheren Lebens und den liebgewordenen Gewohnheiten nicht zu entsagen. In seiner Stellung als Agent eines großen Handlungshauses ließ er sich schließlich verleiten, denselben eingegangenen Gelder vorzuenthalten, wodurch er die Existenz seiner Familie völlig untergrub. Die bedauernswerte Frau hatte dem Gatten vergebens Vorstellungen gemacht; so innig er auch an seiner Familie hing, fehlte ihm doch die nötige Energie, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. In dieser verzweifelter Lage faßte die Gattin den Entschluß, sich und die Kinder aus der Welt zu schaffen, um wenigstens der drohenden Schande zu entgehen. Beide Kinder, ein Knabe von 14 und ein Mädchen von 12 Jahren, erklärten sich freiwillig mit dem Vorhaben einverstanden. An einem Nachmittage, während Seidel seinem Geschäft nachging, wurde der Plan ins Werk gesetzt. Nachdem Frau Seidel einen Brief an ihren Mann geschrieben hatte, in welchem sie in ihrem und der Kinder Namen herzzerreißenden Abschied von ihm nahm, wurde der Ofen im Wohnzimmer mit Steinblöcken geheizt und die Klappe geschlossen. Mutter und Tochter entkleideten sich und legten sich zu Bett. Der Knabe aber blieb auf und legte so lange frische Kohle nach, bis ihn die Wirkung des tödlichen Gases nöthigte, sich auf das Sopha zu legen. Gegen 5 Uhr kam Seidel nach Hause. Was in der Brust des Unglücklichen vorging, als er die drei Leichen fand — Frau und Tochter frampfhaft umschlungen im Bette, den Knaben angelehnt auf dem Sopha, dazu jenen Brief auf dem Tische, der, Angesichts dieser stummen Zeugen, mit jedem Worte einen brennenden Vorwurf in seine Seele grub, kann wohl Niemand errathen. Ohne einen Menschen das Geschehene mitzutheilen, ging er nach der nächsten Apotheke und kaufte sich dort ein flüchtiges Bittermandelöl. Im Hausflur begegnete ihm eine Nachbarin welche sich theilnehmend nach der Ursache seines verhorren Aussehens erkundigte. „Mir ist nicht wohl, und meine Frau scheint mit den Kindern ausgegangen zu sein“, lautete die Antwort. In die Wohnung zurückgekehrt nahm Seidel die Leiche des Knaben vom Sopha und legte sie zu den anderen auf das Bett, während er selbst ihren Platz einnahm. Er er das Gift gegoff, holte er ein Rasirmesser herbei und legte es geöffnet auf den Tisch, um sich seiner zu bedienen, falls erstere die Wirkung vertragen sollte. Der Unglückliche hat des Messers nicht bedurft, das Gift that seine Wirkung.

Das Sprichwort sagt freilich: „Do mortuis nil nisi bene“, man soll von den Toten nichts als Gutes reden, aber hier, wo es zu zeigen gilt, wie gewaltig das Unglück sein kann, in welches ein charakterloser, gnußfähriger Gatte und Vater seine Familie stürzen kann, wäre verführerisches Schweigen oder gar Verschönerung und Entschuldigendes Verbrechen nicht minder Verbrechen. Dieser Mann hatte, seiner Stellung nach, mit hoher Wahrscheinlichkeit seine Familie um so leichter anständig ernähren können, als die Frau ihm die beste, fleißigste Gattin, ihre Kinder die aufopferndste Mutter war, aber die fündigste Genußsucht, die älteste Eitelkeit, verbunden mit Gemeinheit der Gesinnung, ließen den Mann nicht dazu kommen, seine Pflicht zu erfüllen. Was soll das heißen: innige Anhänglichkeit an seine Familie? Ein Mensch, der weder ein guter Gatte, noch ein pflichttreuer Vater ist, ein Mensch, der durch eigenes Verschulden, wissenschaftlich und absichtlich seine Familie zu Grunde richtet, indem er das, was ihr gebührt, oder gar ihm anvertrautes fremdes Gut [?] durch die eigene Gargel jagt, ist ein frecher Lügner, wenn er sagt, er habe Anhänglichkeit an seine Familie.

Stünde ein solcher Fall allein, so könnte man mit herzlichem Mitleid über die arme Mutter und ihre Kinder, mit achselzuckendem Bedauern über einen verblendeten Mann hinweggehen, der nun schon vor dem andern Richterstuhl steht; aber der Fall wiederholt sich in unserer modernen

Gesellschaft hundert- u. tausendfach, nur nicht bis zu seinen äußersten Consequenzen. Hunderte und Tausende von Männern machen es, gerade wenn die Zeiten schlecht sind, gleich jenem Agenten; sie erwerben weniger als sonst, verbrauchen für sich aber gerade so viel als früher, manchmal sogar mehr: aus Desperation, wie sie schändlicher Weise sagen; lassen die Frau für sich arbeiten, werden gleichgültig gegen das Schicksal ihrer Kinder und, was das Aergste ist, sind zu stolz, zu dumm-eitel, um eine Arbeit zu ergreifen, die vielleicht nach ihrer albernem Vorstellung etwas unter dem Niveau ihrer früheren Beschäftigung steht, obschon doch gerade die gebildeten Menschen sich in der größten äußerlichen Bedrängnis in muth-erhebender Weise des alten guten Wortes erinnern könnten: „Es schändet keine ehrliche Arbeit.“

Neulich haben wir einen Mann, in den Dreißigen, dem sein alter Schwiegervater Formwörter machte, daß er Weib und Kinder darben lasse. „Nun“, schrieb der saubere Bursch auf, „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß ich Had und Schaufel in die Hand nehme! Das fehlt mir noch!“ Und solche Geistesbeurtheilungen in unserer Zeit Achtung, volitives Urtheil, politische Freiheit! Sie mischen sich in Alles und vermögen nicht dem kleinsten, heiligsten Kreise vorzuziehen, für den sie zu hasten haben: ihrer Familie.

Nicht lange vorher ereignete sich bekanntlich der schreckliche Fall in Königsberg, in welchem ein Branddirector, der auch im Genuße und Luxus weder Maß noch Ziel gekannt hatte, Weib und Kinder vergiftete, und in beiden Fällen wird berichtet die Kinder seien „freiwillig“ gestorben. Was es mit einer solchen „Freiwilligkeit“ für eine Bewandniß hat, weiß Jeder, der das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern kennt, und der sich erinnert, welchen erschütternden, verwirrenden Eindruck ein Hagender, verzweifelter Vater, eine weinende Mutter auf Kinder übt. Hier handelt es sich einfach nicht um „Freiwilligkeit“, nicht um Selbstmord, sondern um Mord!

Der Prinzipal eines Handlungshauses pflegte jeden Morgen das Comptoir auf eine Stunde zu verlassen, um zu frühstücken. Eines Tages, als eben der alte Herr wieder zum Frühstück gegangen war, machte sich der Lehrling an dem Pulte des Prinzipals zu schaffen, und es glückte ihm auch, die goldene Uhr desselben auf den Boden fallen zu lassen.

Das Glas war zerbrochen. Schnell, machte der Buchhalter, der den Unwillen des Alten bei solchen Vorfällen kannte, lauf zum nächsten Uhrmacher, besorge ein neues Glas; bis der Prinzipal kommt, kann Alles wieder in Ordnung sein.

Der erspödetene Lehrling folgte dem Rathe, und die Uhr lag in schönster Ordnung auf ihrem Plage, als der Alte kam. Wer war bei meiner Uhr? war die erste Frage, als er sie liegen sah. Niemand, betheuerte verzogen und wiederholt der Buchhalter.

Na, bemerkte der Prinzipal kopfschüttelnd, das ist sonderbar; als ich zum Caffee ging, war das Glas zerbrochen — und jetzt ist es ganz.

Dem Buchhalter ging nun auch ein Licht auf.

Todesstanz. Eine französische Zeitung erzählt, daß bei einem kürzlichen Ball zu Port Louis, (Frankreich) eine junge Dame, während sie mit einem Herrn waltete, die Hand ihres Tänzers so kalt wie Eis werden fühlte. Als sie in sein Gesicht blickte, sah sie es mit einer Leichenblässe überzogen und furchbar verzerrt. Sie fiel ohnmächtig vor Schreden zu Boden und neben sie hin fiel ihr Tänzer — er war todt. Als die Dame wieder zu sich kam, behauptete sie heftig und fest, er müsse schon einige Sekunden todt gewesen sein, ehe sie es ausgesungen, und sie habe wenigstens einen Welzer mit ihm getanz, nachdem er bereits todt gewesen.

Praktisches Curiosum. Ein Celebrier zu Dresden ist im Besitz eines vorzüglich schmecklichen Hochzeitsgedichtes vom Jahr 1767. Auf dem Titelblatt ist der Dichter mit einer Ruthe in der Hand abgebildet, wie er seinem Pfarrherrn zu dessen Vermählung gratulirt. Wir haben uns daraus nur eine Strophe gemerkt, worin der arme Schulmeister damaliger Zeit seine Lage schildert. Sie lautet wie folgt:

„Ich kann, ohn' äußerlich mich zu kränken, Nicht meinen Zustand überdenken, Bei schlechter Kost so viel Verdruss; Welch höchst unappetitlich Futter Wenn man sein bißchen Brod und Butter Aus Lederhosen peitschen muß.“

Der alte König Ludwig von Bayern konnte höchst unfreundlich sein. — Das erzählte ein Münchener Brauer, der als Mitglied einer Deputation dem Könige vorgestellt wurde.

„Was sind Sie, fragte Ludwig den erschrockenen Gambrinusjünger.“

„Ich — ich — war ein Brauer, stotterte derselbe.“

„Was war's noch?“

„Sie sind ein Esel.“ plägte der König höchst ungnädig heraus.

(Eingek.)

Vorband Affenub den schwanzigten Tschuh 1868.

An den Herrn Stachelmeier, wohlgebohren hieselbst.

Erlaubn's, verzeihn's, wenn i mi halt d' Freiheit, oder wie mer hier z' Land sagt: D' lipperte nehme, u. a paar Zeilen schriftlich an Ihn: schreibe thu. Sie sein halt bekannt mit dem Flachdeitschen der einem d' Sonntags in'n Dmehus fahren läßt. Nu schauens, mein Mann dem ist halt d' letzte Woch was verpaßert, was er nit verpuppelt haben möcht, und da i weiß daß Sie a treier Freind und warmer Lohschenbruder von meinem Kaverius sein, so thun Sie ihm schon d' Gfalle und bitten den vierpännigen Postillon d' Gschicht nicht an's Deffentliche z' bringa. Wie mi mei Mann d' Sach verzählt hat, da war er halt a bisserl ang'schosse und damit Sie's besser verfehn, schreib i's grad hin, wie er's g'schwäp hat:

„Satri-Malliz Nablor das! Värbel! was glaubst du mit verpaßert ist? Komm i do an d' Ede von Apollo und Streifenfischlein hinein [bid], zum Schilhelm Went [bid], trink mit vom Banzenhader sein Beismit und zwar [bid] zwö der drei Blonde, hab halt vorher beim Vorlich Jannvert (bid) a bisserl z' viel Wasser in'n Wilsch gossen und (bid) wolt's mit a Kuhl'n abspülen — d' kommt mir grad n' Amerikaner in'n Weg und fragt nach'm [bid] beitschen Pappotheler, sag ihm s' aner an d' Marktstrag'n na'b'n dritten, is ju geh taun sohet Schritzt, so seint som mehr Tschernäns Näsms, tehr isch in Englisch Mischter Schmollingshubs an t'lest and Missers Lufinglassmauntin an t'reiht, bat törn raunt tu t'reiht agän and ju komm tu Marktstrit and jüst opposit former Cabbarischep's Erachin [bid] ter isch Mischter Tschumper te Drogisch. Sieht Värbele, mei Englisch hat mi halt g'reut und da bin i so an d' Ede der Ersten hineinkommen i weiß halt selbst nit wie, weis't i mit a zwei Eingang und [bid] ma fa halt net gut vorbei. Wie i wieder n'aus bin hab i mi z' Versorgen a Buttel Banzenhaderisches S... (bid) i wolt saun Schacheranziges Weisbier, und für Dich, d' mit mir stillschweigst, so'n Flasche mit (bid) Wimmerabwasser in't Rodtschün g'stedt; in d' Strichtar bin i richtig komma, und wie i mei Tidel hab in t'Ber g'schmissa, sagt z'mir aner [bid] des sei halt a Viertel; i dreh mi um zu schaun wer's b'auptet, der Mial zieht halt an, [bid] und i stumbl halt um grad auf d' Buttel, „bums! frach! hi—h—h!“ raus muess es! d' Schmachblöden vom a Marel [bid] dem i in'n Schoof g'fallen bin, haben halt auss' sehn wie a eing'seifert Pudel, gegnüber ist der Beismitfort n' Arbeiter an's Dinnerbodeh hing'fab'n (bid) daß's Loch bekam und d' Supp'n an sahn Stiefelstruup'n runter g'lossen. Durch den Knall (bid) ist der Mial so verschred'n, daß der Treiter beinahe san Raffemühl'n vorn abg'dreht hat. Endlich, (bid) jetzt fangt die verdrachte G'schicht erst an, Värbele, nachdem i mi das G'schäum vom Rodtschül, und d' Ang'schweiß aus'm G'sicht abg'wischt, nach allem Zeit'n mei Eräufoes machen wolt, packt mi [bid] so'n ungegerberter Handschuh mit so'm blauen Malliz-Dunna-Wetta-Toppertzeidener d'ran von hinten auf d' Brust, [bid] und von vorn beim Seufzerjipfel, i mein d'blamirten Rodtschün, und bringt mi z'rid in's erste Stäbischen (bid) Hafenshaus; well, an d' Eingang mit'n zwei Ede sein mer wieder vorbei g'kommen, und wie da der Kof-tor Tobn g'ehn hat in was für'n g'lohfene G'schicht i vorbei marschirt bin, bat er halt (bid) fa'n Hann ausg'trunken und d' Andere rausg'schickt mi zu befrei'n, denn, (bid) hat d' Stillehm Weinle d' Verg'schaff“ für mi beklamert, und sieht Värbele, so bin i (bid) wieder bei Dir! Nu schau'n's, Herr Stachelmeier, Jbna ist jept mei Posschen b'greiflich und verpflichtschlich bitt halt schönstend d' Sach beim Dmehus verumkuntel z' wolt'n. Was mia b'trifft bin i Gott sei Dank noch wohl und munda und hoff daß Jbna diese Zeit'n bei quata Kundheit antreffe möge und verbleib Jbna hochg'schägt Freindin Barbara Knödelberger.

V o s t r i e d l e r u m.

Bitt lassens mein Kaverius mir dervon wiß'n und erküßens nochmals Jbna treie Gohnerin Barbara K.

Bekenntniß

einer schönen belletristischen Seele.

Ich bin ein rechter Sündenbock, Ein Lasterfäß, ein mad'ger, Ein Teufelskerl, ein Elterpfod, Ein ächter Leocabier! Ein Höllenkei voll Pestgeruch, Ein fauler Satansbraten; Ich war, als ich verfaßt mein Blech, Von Beelzebub beraten. Ich Unkraut, Nessel, Rabenvieh, Ich Schandmaul und Vergifter, Ich Spottgeburt der Ironie, Zank- und Unfriedensfister! Ich Troddel, Schalk u. Sündentnecht, Der eitel Lügen schmerte, Den Omnibus mit Zug und Recht Stückweise fricasirte — Ich — ich — o faßt mich nur beim Ohr, Werft mir den Gnadenfaden vor, Und schick Verzeihungs-Engel Mir armen Sündenengel!